



a R T &
C R I m e

C L a S S
P R O F E S S O R
M a R I O L a
B R I L L O W S K a
2 0 1 0 / 1 1

~~INHALT~~

~~PROF. MARIOLA BRILLOWSKA~~ 4	~~POLINA LIVSHITS~~	~~46~~	~~LAURA JUL GUGGER~~ 92
~~JENS NEKROCKI~~	~~ZIRKUS~~		~~anansaal~~
~~DOMINIK GUSsmann~~ 6	~~SOCKEN~~		~~EULENspUREN~~
~~ALTE FRAU~~	~~FAMILIE~~		~~LACHSBAUM~~
~~GEFÄNGNIS~~	~~FABRIK~~		~~TURMFALKE~~
~~KRANKENHAUS~~	~~SEIDE~~		~~WASSERLILIE~~
~~SPAZIERGANG~~	~~ROBIN WISSEL~~	~~56~~	~~LAURA HARTmann~~ 102
~~TREFFEN~~	~~RAUM EINHUNDERTACHT~~		~~THERESE~~
~~DAN ZHU~~ 16	~~MIHN-TAI NGUYEN~~	~~60~~	~~SIMON~~
~~AM STRAND~~	~~HEISSE TAGE~~		~~PATRICK~~
~~JULIUS KLEmm~~ 18	~~SIE WUSSTE ZU VIEL~~		~~ELLEN~~
~~FRANCO WINKLER~~	~~VALENTINA~~		~~FRAU MARGOT VON ANSBERG~~
~~ALEXANDER BOJARSKI~~	~~ANJA STÜRM~~	~~68~~	~~max EICHHORN~~ 112
~~ERICH GRAML~~	~~KEIN FREUND~~		~~ZIGARETTEN~~
~~PAUL NOAH CHILEMBWE~~	~~NUDELN~~		~~EXPLOSION~~
~~KLAUS KULINKE~~	~~ER VOR IHR~~		~~ROHRBRUCH~~
~~RAINER SPRINGmann~~	~~DANACH~~		~~CHRISTIAN THEISEN~~ 118
~~ADAM REICHSTEIN~~	~~ES IST NIEMAND MEHR~~		~~GRAUER KORRIDOR~~
~~ISA SCHEID~~ 32	~~XINGNI LI~~	~~78~~	~~NAHENDER TOD~~
~~RAUSCHEN~~	~~EISTEE~~		~~KOPIERTER GEIST~~
~~ROTES LICHT~~	~~SÄNGERIN~~		~~TROPHÄEN~~
~~LAUFENDE ECHOS~~	~~SCHWARZER TISCH~~		~~DER HIMBEERSTRAUCH~~
~~ALEXANDRA HELM~~ 38	~~TREPPE~~		~~EIDVILE BUOZYTE~~ 128
~~EINSAM UND VERLASSEN~~	~~SPLITTER~~		~~ROTE SCHNEEFLOCKEN~~
~~SCHÖNHEIT~~	~~PATRICK HALLER~~	~~86~~	~~DIE NEUESTE TECHNOLOGIE~~
~~NICHTS ESSEN~~	~~FESTIVAL DER LEIBER~~		~~LANGE WIMPERN~~
~~GEFANGEN~~			~~JAN PAUL MÜLLER~~ 134
			~~WINTER~~
			~~FARBROLLER~~

a R T &
C R I m e

C L a S S
P R O F E S S O R
m a R I O L a
B R I L L O W S K a
2 0 1 0 / 1 1



JENS NEKROCKI

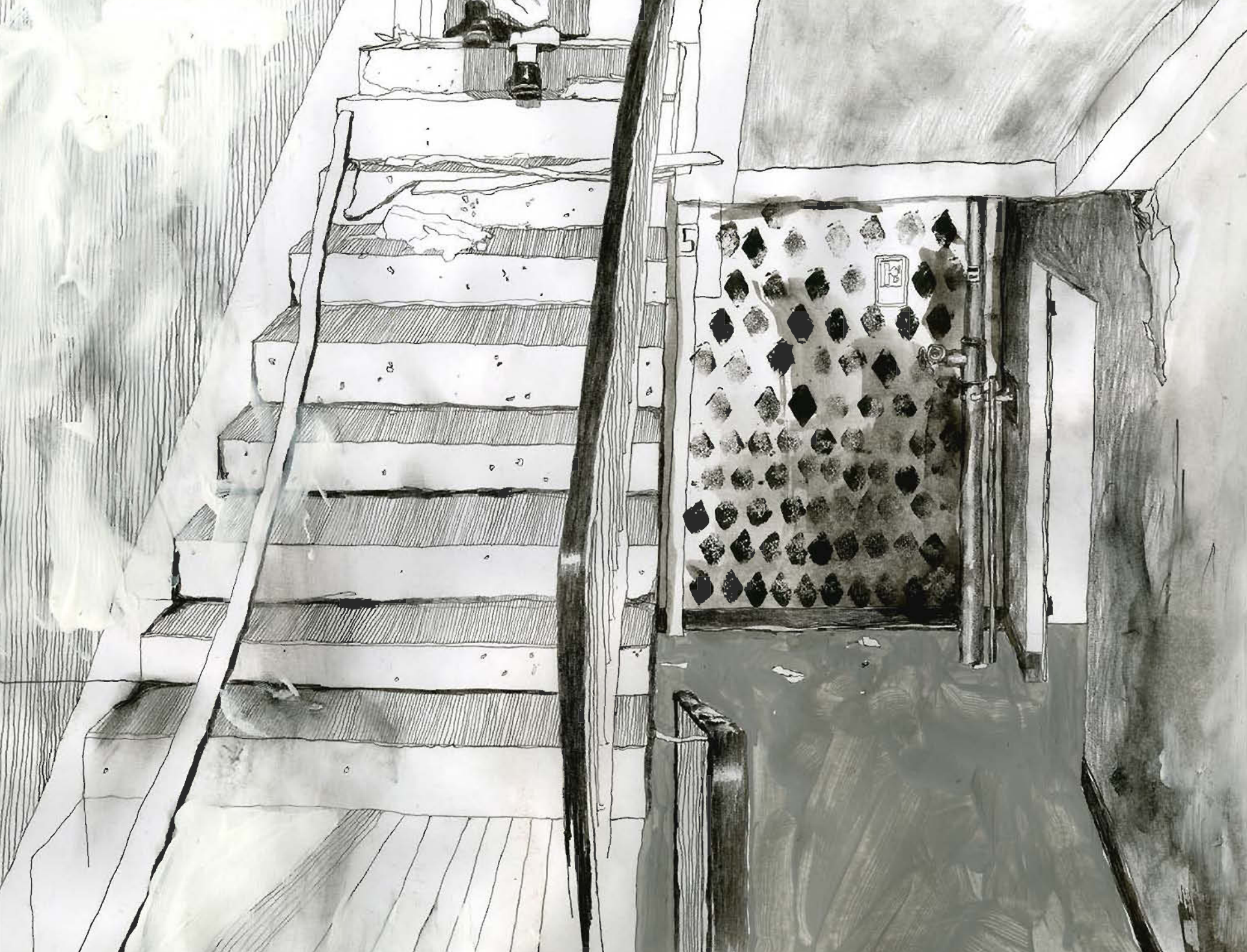
Mein Name ist Jens Nekrocki. Ich bin vom Beruf Leichenwäscher. Dieser Job ist profitabler als gewöhnliches Saubermachen. Von Kind an bin ich nekrophil. Beim Leichenwaschen habe ich die Gelegenheit, mich sexuell zu befriedigen. Falls ich zu weit spritze, reinige ich die Leiche doppelt. Dabei küsse ich sie und drücke heftig an mich. Junge Leichen knabbere ich leicht mit meinen spitzen Zähnchen an. Ich beiße nie rein. Das wäre zu gefährlich. Ich könnte mich mit irgendwelchen unbekannten Bakterien infizieren. Bevor ich Leichenwäscher wurde, studierte ich 2 Semester Medizin. Dabei lernte die Grundlagen des Humanismus. An sich ist eine Leiche ein Biotop aus Fleisch, Blut und Knochen. Da der Mensch kein Vegetierer ist, setzt spätestens der Tod seine lebenslang angesammelten Giftstoffe frei. Nichts für kuschelnde Leichenwäscher. Sie leben, um Leichen zu reinigen. Und Leichen sind ihre einzigen Freunde. Wer will sich schon sonst mit einem Leichenwäscher abgeben. Alle sind mit sich selbst beschäftigt. Alle sind isoliert und merken nicht, daß ihnen tagtäglich 50% der Gehirnmasse abstirbt. Über Nacht wächst da wieder was nach, aber nur so ein Geglubber. Ich kriege das mit, wenn die Kollegen obduziert werden. Abartig. Ich muß dann den Scheiß wegbringen. Nee. Kaum ein Bürger heutzutage hat einen verwertbaren Körper. In koscher Verfassung, daß man ihn marinieren könnte. Wie einen Huhn oder Fisch. Lecker. Sauer eingelegtes Heilbut. Ich mag herzhaftes Essen. Ich brauche das auch, bei meiner Arbeit. Ich kriege bei Essiggurken richtig euphorische Zustände. Und brauche nichts außerdem. Und eine Beschäftigung. Hauptsache den Tag rumkriegen, dann kommt die Nacht. Pfeifend gehe ich zu meinem Job, weil ich mich freue. Arbeitslosenraten hin, Gehirnwäsche her. Ab und ab wird auch eine junge Frau eingeliefert. Das ist selten, aber ein Fest. Für mich, der auf Frauen steht. Ich versäume nicht, sie zu befruchten, weil ich das Leben im Jenseits nicht verneine. Als heterogener Positivist, dem das glühende Fortpflanzen die Hosen ausbeult. Eines Tages mache ich eine Leichenwäscherschule auf. So Gott mir helfe!

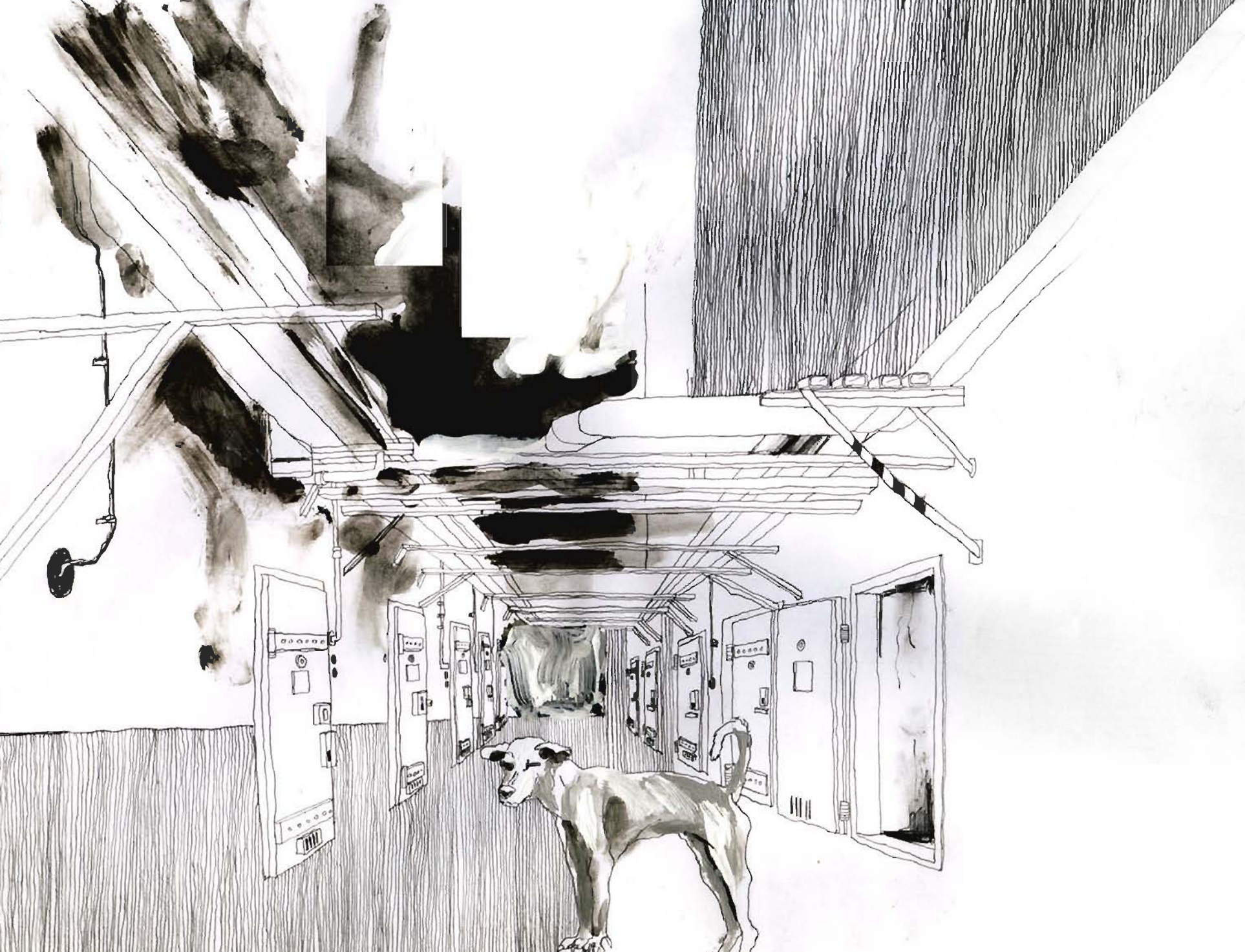
Auf der vierten Etage eines hässlichen, zwischen zwei nicht ganz so hässlichen Altbauten eingeklemmten Plattenbaus, gibt es zwei Wohnungen. Eine davon ist meine, in der ich alleine lebe. Die andere gehört einer sehr alten Frau, von der ich nicht mal den Namen weiß. Die Frau wohnt ebenfalls völlig alleine. Ich habe so gut wie keinen Kontakt zu ihr. Ich sehe sie kaum. Sie verlässt wohl nur selten die Wohnung. Ich bin auch nicht immer da. Die einzigen Momente, in denen so etwas wie Kontakt statt findet, sind die, wenn wir uns im Treppenhaus zufällig über den Weg laufen. Dann wird allerdings auch nie mehr als „Guten Tag“ genuschelt. Dabei wird auf den Boden geschaut, wobei es mir immer förmlich das Herz zerreißt. Diese kleine Frau kann nur winzige, tribbelige Schritte machen. Sie leidet anscheinend an einer Krankheit, vermutlich Gicht. Vier Etagen schleppt sie sich zu ihrer Wohnung hoch. Warum sie sich nicht einfach eine andere, im Erdgeschoss gelegene Wohnung sucht, weiß ich nicht. Vielleicht, weil die ganze Mühe und Anstrengung, die so ein Umzug bereitet, wohl einfach zu viel für sie wäre. Dazu kommt wahrscheinlich noch so etwas wie Alterssturheit, aus der heraus sie sich vielleicht sagt: Jetzt bin ich schon so lange hier, warum soll ich denn umziehen? Außerdem lohnt sich das bei mir doch sowieso nicht mehr. Irgendetwas in der Art. Man weiß es nicht.

Bei diesen Treffen stelle ich mir auch immer vor, wie ich sie auf eine Art Rückengestell packe. Ich trage sie hoch. Das ist natürlich lächerlich, da ich mich nicht einmal dazu durchringen kann, bei ihr einfach zu klingeln, um ihr Hilfe anzubieten: Wenn Sie irgendetwas brauchen, geben Sie mir Bescheid. Da ich sie aber nie mit Einkaufstüten gesehen habe, hat sie scheinbar jemanden, der für sie einkauft, den ich aber auch noch nie gesehen habe.

So geht das weiter, eine ganze Zeitlang. Irgendwann begegne ich ihr nicht mehr im Treppenhaus. Zuerst denke ich mir nichts dabei. Ich bin sogar beinahe erleichtert, nicht mehr mit ansehen zu müssen, wie sich dieser kleine, gebeugte Mensch die vielen Treppen hoch müht. Aber dann Sorge ich mich doch: Ist ihr etwas zugestoßen? Ist sie vielleicht gestorben? Das glaube ich dann aber doch nicht, da ich das wahrscheinlich mitbekommen hätte. Da hätten irgendwelche Ärzte oder Krankenwagen vor dem Haus gestanden. Eine Weile später schrecke ich in der Nacht auf. Von nebenan höre ich Gepolter und Klopffgeräusche durch die Wand. Dazwischen kurze Pausen, dann wieder, dann wieder nichts, dann dringen erneut noch ein paar Klopffgeräusche durch die Wand. Dann ist es still. Ich drehe mich auf die andere Seite. Ich schlafe wieder ein.

Am nächsten Morgen werde ich von den Sirenen geweckt. Ich laufe das Treppenhaus runter. An der Straße stehen tatsächlich mehrere Krankenwagen. Gerade kann ich noch sehen, wie die alte Frau auf einer Trage in einen der Krankenwagen hinein geschoben wird. Ich schaue den Sanitätern einen Augenblick zu, bis sie wieder eingestiegen sind. Das alles kommt mir erstaunlich lange vor. Muss das bei Notarzteinsätzen nicht immer alles zack zack gehen, bloß keine Zeit verlieren? Irgendwann wird es mir zu kalt und ich gehe wieder hoch in meine Wohnung. Ich lege mich ins Bett.





GEFÄNGNIS

Am schlimmsten hier drin ist das Licht. Dieses ewig gleiche, milchig gelbe, unnatürlich grelle, summende Licht. Wenn man nicht aufpasst, kann einen das wirklich fertig machen und im Wahrsten Sinne des Wortes in den Wahnsinn treiben. Ist das nicht eigentlich schon Folter? Ansonsten lässt es sich hier aber aushalten. Ich weiß wirklich nicht, warum jeder derart Schiss vor dem Knast hat. Um ehrlich zu sein, hatte ich es schon lange nicht mehr so bequem. Ich habe ein richtiges Bett, muss mir kein dummes Gerede von irgendjemand anhören und habe zwei warme Mahlzeiten am Tag.

Das einzige was mir anfangs etwas Angst gemacht hat, war die Langeweile. Doch man findet immer etwas, um sich zu beschäftigen. Neuerdings liege ich die meiste Zeit auf meinem Bett und versuche die Fliegen an meiner Decke zu zählen, von denen immer erstaunlich viele direkt über mir sitzen. Das ist gar nicht so einfach, da alle immer schnell hin und her zu laufen scheinen. Eine wabernde Masse aus kleinen, schwarzen Punkten. Spannend.

Zählen ist allgemein ein guter Zeitvertreib. So gut wie alles lässt sich zählen. Zum Beispiel die Minuten die zwischen den Mahlzeiten liegen. Ich versuche mir dann immer die Differenz zum Vortag zu merken und einen Mittelwert auszurechnen. Auf das Quietschen des Wagens freue ich mich auch und bin immer fast ein wenig traurig, wenn es im Gang vor meiner Zelle verhallt. Die meiste Zeit liege ich aber mit halb geschlossenen Augen auf meinem Bett und döse vor mich hin. Es ist faszinierend wie lange man sich mit den zusammenhangslosen Gedanken beschäftigen kann, die kurz vor dem Einschlafen über einen hinweg spülen. Oft liege ich tagelang einfach nur so da.

Wenn ich auf dem Klo sitze, stellt sich manchmal ein Wärter direkt vor meine Zellentür, und schaut mir von dort so lange grinsend zu, bis ich fertig geschissen habe. Dabei stelle ich mir vor, wie ich ihn am Hinterkopf packe, und seinen Kiefer mit voller Wucht auf die Kloschüssel donnere. Ich will ihm seine komplette Fresse einschlagen.

Solche Gedanken sind auch eine Möglichkeit die Zeit rumzukriegen.

In irgendeiner Nacht wache ich auf. Zuerst bemerke ich gar nicht, dass was anders ist. Doch dann wird es mir klar. Ich sehe nichts. Es ist völlig dunkel. Kein Licht, kein Summen mehr. Es ist, als wäre ein tonnenschweres Gewicht von mir genommen worden. Unglaublich. Von dieser absoluten Stille tun mir fast schon die Ohren weh. Ich überlege was jetzt zu tun ist. Dabei laufe ich auf und ab, wobei ich leicht die Metallstangen meiner Zellentür streife. Ungläubig bemerke ich, wie sie langsam aufschwingt. Ich kann mich nicht rühren und starre sie einfach nur an. Um mich zu vergewissern mache ich die Tür ein paar Mal auf und zu. Ich gehe durch sie hindurch.

Je weiter ich den Gang vor meiner Zelle hinunter gehe, desto heller wird es. Aber nicht viel. Das ganze Gefängnis scheint in einem Halbdunkel zu liegen. Dazu kommt eine wirklich absolute Stille. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich so etwas zuletzt gehört habe. Oder viel mehr nicht gehört habe. Ich laufe durch das ganze Gefängnis. Anfangs rufe ich noch nach den Wachen oder anderen Menschen, aber mir wird bald klar, dass hier ansonsten niemand mehr ist. Alle Zellen sind leer und alle Türen sind offen. So laufe ich durch das ganze Gefängnis. Durch jeden Korridor und durch jede Etage. Wie viele Etagen sind es eigentlich? Egal. Ich versuche wenigstens einmal alles abzulaufen. Es ist sehr kalt. Es scheint immer kälter zu werden. Während ich laufe, bilden sich kleine Atemwölkchen vor meinem Mund. Merkwürdig sind auch die wenigen Fenster, an denen ich vorbei komme. Auf der anderen Seite des Glases scheint es komplett schwarz zu sein. Nicht so als wenn es Nacht wäre, sondern wirkliches, undurchdringliches Schwarz, als hätte jemand die Fenster angemalt. Trotzdem ist es nicht komplett dunkel, sondern das ganze Gebäude befindet sich in einem permanenten Dämmerzustand. Ich laufe automatisch, fast wie in Trance durch die verwinkelten Gänge. Ich werde von einem Hund aus meiner Trance gerissen, der in etwa fünfzig Meter Entfernung aus dem rechten Gang einer Kreuzung getrottet kommt. In der Mitte der Gangkreuzung bleibt er stehen und schaut mich direkt an. Ich bleibe auch stehen. Er ist sehr dürr, so dass man seine Rippen sieht. Er hat schütteres, braunes Fell. Wie kommt der Hund in dieses Gefängnis? Aber eigentlich wundere ich mich nicht. Ein paar Augenblicke später läuft er hechelnd weiter, wobei ihm die Zunge aus dem Hals hängt. Ich biege an der Kreuzung links ab um ihm nach zu laufen. Was aber gar nicht so einfach ist, da er immer schneller zu werden scheint. Irgendwann muss ich richtig rennen um ihn nach einer Abzweigung nicht zu verlieren, was aber natürlich passiert.

Ich stehe in einer Sackgasse. Vor mir ist nur eine graue, feuchte, nichts sagende Wand mit Schimmelflecken. Die Wand verliert sich nach oben hin im Dunkel.

Ich überlege wieder was ich jetzt machen soll. Ich tue das einzige was mir vernünftig erscheint. Ich gehe zurück zu meiner Zelle und lege mich wieder ins Bett. Das Licht geht wieder an.

KRANKENHAUS

Ich laufe den langen, weißen Gang runter. In der Luft liegt der Geruch von alten Medikamenten und Desinfektionsmitteln. Ich atme schwer. Ich öffne die links von mir gelegene Tür. Mit einem Ruck ziehe ich sämtliche Kabel und Schläuche aus allen Körperöffnungen. Dann werfe ich die verchromten Regale um, dann die befindenden Maschinen. Sie fallen laut scheppernd zu Boden. Dabei werden die Kabel auch aus der Wand dahinter gerissen. Es löst sich der Putz. Aus dem Schrott auf dem Fußboden dringt noch ein unregelmäßiges Piepen, dann ist es still. Das gleiche Bild im nächsten Raum. Drei leblose Körper nebeneinander aufgebahrt, mit erschreckender Präzision künstlich am Leben erhalten, nur um noch ein bisschen länger in einen undichten Beutel pissen zu müssen, unter dem sich schon eine Pfütze bildet. Zombies. Vielleicht noch weniger als Zombies. Zombies können wenigstens rumlaufen. An das Bett gefesselter Gemüse. Und auch hier entferne ich wieder alle Schläuche, Kabel, Magensonden, Analröhre, Ohrenstöpsel und was es sonst noch alles für Verbindungen gibt. Schlecht fühlen tue ich mich dabei nicht. Im Gegenteil. Ich finde es furchtbar diese Untoten so liegen zu sehen, denke ich mir und bestelle einen Kaffee, den ich langsam trinke. Dabei werde ich irgendwann von einem Geräusch links neben mir aus meinen Gedanken gerissen. Ich liege in einem Bett. Gott sei dank, endlich. Die Schwester wechselt meinen Katheter.





SPAZIERGANG

Vor mir läuft eine Frau. Sie ist vielleicht dreißig, trägt Jeans, Stiefel, eine dicke Daunenjacke. Sie hat langes, braunes Haar, das ihr bis zur Hüfte reicht. Ansonsten ist nichts Auffälliges an ihr. Im Übrigen kenne ich sie auch gar nicht. Ich folge ihr Immer mit einigem Sicherheitsabstand, so das sie nichts davon merkt. Es ist ungefähr Mittag. Alles ist voller Menschen, obwohl es sehr kalt ist. Es fängt schon wieder zu schneien an.

Wenn die Frau in einen Laden geht, achte ich darauf, dass viele Menschen drinnen sind. Ist das der Fall, gehe ich auch hinein und halte mich unbemerkt in ihrer Nähe auf. Wenn sie hinausgeht, folge ich ihr weiterhin. Aber die schönsten Augenblicke sind die, wenn ich auf der Straße direkt hinter oder neben ihr laufe und dabei ihren Geruch wahrnehme. Der ist an sich nichts Besonderes, nur ein leichter Parfümgeruch, aber trotzdem ist dieser Geruch eine der intimsten Sachen, die es an einem Menschen gibt. Wenn man das riecht, meint man immer sofort den jeweiligen Menschen ein bisschen besser zu kennen. Es hat auch überhaupt keinen besonderen Grund, warum es ausgerechnet sie ist, hinter der ich herlaufe. Vor drei Tagen war es ein älterer Mann in einem blauen Arbeitsoverall und vor etwa einer Woche irgendein Jugendlicher. Ich folge der Frau fast durch die ganze Stadt, schon in dem Wissen, dass es nicht ewig so weiter gehen kann.

Es wird allmählich dunkel, trotzdem sind immer noch viele Menschen auf der Straße. In der Ferne kann man gerade noch zwei riesige Fabrikschlote erkennen, aus denen ununterbrochen Rauch aufsteigt. Auf beiden Seiten der Straße befinden sich nun Mietskasernen, in undefinierbaren Farben. Irgendwo ist ein Fenster offen, aus dem man leise die Titelmelodie irgendeiner Zeichentrickserie hören kann. Während ich noch zu erkennen versuche, um was es sich für eine Melodie handelt, drehe ich mich schwer atmend zu der Frau, packe sie an den Schultern und werfe sie zu Boden. Als sie auf dem Rücken liegt, knie ich mich auf ihre Brust, so dass sie sich nicht wehren kann, und beginne sie zu würgen. Um uns herum laufen immer noch Menschen, die sich nicht weiter daran zu stören scheinen, oder uns gar nicht bemerken. Ich versteh nicht warum, aber es ist jedes Mal so.

Schon nach kurzer Zeit liegt nur noch ein toter Körper, mit eingedrücktem Kehlkopf und Würgemalen am Hals unter mir. Es ist immer furchtbar das zu tun, aber leider Gottes auch eine Notwendigkeit. Nachdem ich ihr den ganzen Tag gefolgt bin, kann ich sie nun mal nicht einfach so gehen lassen.

Während ich noch auf ihr knie und meine Hände um ihren Hals gelegt habe, läuft ein kleiner Junge mit seinem Vater vorbei. Im vorbeigehen höre ich ihn fragen was denn der Mann da auf dem Boden macht. Als ich runter schaue und anstelle eines Halses nur Luft zwischen meinen Händen spüre, frage ich mich das auch. Umständlich stehe ich auf, klopfe den Dreck von meinen Knien und gehe endlich nach Hause.

TREFFEN

Ich weiß nicht genau wie viel Uhr es ist, aber ich gehe gerade nach Hause. Eigentlich muss gleich die Sonne aufgehen. Es nieselt leicht. Ich hasse dieses Wetter, wenn es gleichzeitig kalt aber auch schwül ist, und wenn man die Jacke auszieht, friert man und wenn man sie anlässt, schwitzt man. Ich habe einen unglaublichen Durst, aber natürlich gibt es nichts zu trinken bei mir. Auf dem Kopfsteinpflaster bilden sich Pfützen. Ich muss mir immer vorstellen, wie es ist, dieses Pfützenwasser zu trinken. Verlockend.

Vorne an der Kreuzung taucht jetzt ein Mann auf. Er kommt mir entgegen. Ich wechsele auf die andere Straßenseite. Zu meinem Entsetzen wechselt der Mann auch. Ansonsten ist niemand hier. Es ist komplett still. Kein Auto fährt vorbei. Man hört nur ein dumpfes Brummen, von dem ich nicht weiß, woher es kommt. Der Mann steht mittlerweile direkt vor mir. Komisch, dass ich auch einfach stehen bleibe. Ich bin gespannt, was er von mir will. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, ich stammele etwas, bin dann aber wieder still.

Von dem Kotzgeruch, der von ihm ausgeht, kommt mir selber die Kotze hoch, schlucke sie aber wieder runter. Ich muss mir unwillkürlich vorstellen, wie ihm Kakerlaken aus dem Mund huschen und dann schnell irgendwo hinter seinem Kopf verschwinden. Nachdem wir uns einfach nur so ein paar Augenblicke angeschaut haben, greift er mit seiner Hand in die Jackentasche und zieht etwas langsam heraus. Ich versuche zu erkennen, was es ist. Mir gehen tausende Sachen durch den Kopf, was es sein könnte. Darunter natürlich so nahe liegende Dinge wie ein Messer. Unverständlicherweise muss ich mir aber auch vorstellen, wie er eine Paprika oder ein anderes Gemüse aus seiner Jacke zieht. Mir wird es schwindelig.

Ich sehe jetzt, dass er ein Stück Papier in der Hand hält, auf dem irgendein Straßename steht. Er deutet immer wieder mit dem Finger auf die Adresse und gibt dabei nur komische Laute von sich. Warum spricht er nicht mit mir? Ich würde ihn gerne verstehen. Vielleicht spricht er eine andere Sprache, oder er ist stumm, oder verrückt, oder aber er weiß gar nicht, was er hier überhaupt macht.

Nachdem ich lange auf das Papier geschaut habe, zeige ich in irgendeine Richtung, schiebe mich an dem Mann vorbei und torkle um die nächste Häuserecke, wo ich mich endgültig übergeben muss. Aus dem Augenwinkel sehe ich noch, wie er mir regungslos nachschaut.





am STRAND

Zet: Ich habe El zweitausenddreie kennen gelernt. Zum ersten Mal haben wir uns an diesem Strand verabredet. Damals sind wir die ganze Nacht hin und her spazieren gegangen. Über so viele Dinge haben wir geplaudert, über die Kindheit, die Schule, die Träume. Da hat El gesagt, dass er eines Tages nach Tibet mit dem Fahrrad fahren werde. Er hat auch gesagt, dass er Designer werden wolle. Jetzt sei aber noch nicht die Zeit reif dafür. Ich erinnere mich, dass ich für ihn eine Designhausaufgabe gemacht habe. Tja. Die Träume, an die wir seit der Kindheit festhalten, ermutigen uns immer weiter gehen. El sammelt Insekten, insbesondere Pillendreher. Deswegen habe ich für ihn ein Muster des Pillendrehers gezeichnet. Ich wollte es ihm schenken.

Heute gehen wir wieder mal hierhin, er fragt aber nicht warum, sondern geht mir einfach hinterher. Vielleicht ist es heute das letzte Mal, dass wir am Strand spazieren gehen, weil ich morgen wegen des Studiums in eine andere Stadt gehen werde. Ich will ihm das aber nicht sagen. Ich will ihn heimlich verlassen. So entscheide ich mich, dass ich ihm den Pillendreher nicht gebe. Ich lege ihn auf dem Gipfel des Grases als Andenken für die Zeit, die wir zusammen genossen haben.

El: Zweitausenddreie habe ich Zet kennen gelernt. Zum ersten Mal habe ich sie an diesen Strand gebracht, weil ich mit dem Fahrrad immer hierhin fahre. Hier gibt es die schönste Landschaft. Damals haben wir die ganze Nacht geredet und lange Fußspuren auf dem Strand hinterlassen. Sie hat gesagt, dass sie eine freie Künstlerin werden wolle. Dann kann sie in der ganzen Welt reisen und dabei malen. Ich erinnerte mich auch an eine Designhausaufgabe, die sie für mich gemacht hat. Ich habe sie als Andenken behalten. Sie hat auch gesagt, dass sie ihre erste Einzelausstellung wie eine Hochzeit feiern möchte. So illusionär... Die Träume, an die wir seit der Kindheit festhalten, ermutigen uns immer weiter zu gehen. Sie mag gerne Schneckenhäuser. Deswegen habe ich ein Schneckenhaus am Strand gefunden. Die ganzen Sommerferien habe ich damit verbracht, eine Schneckenhaushalskette für sie zu basteln. Die Kette gefiel ihr.

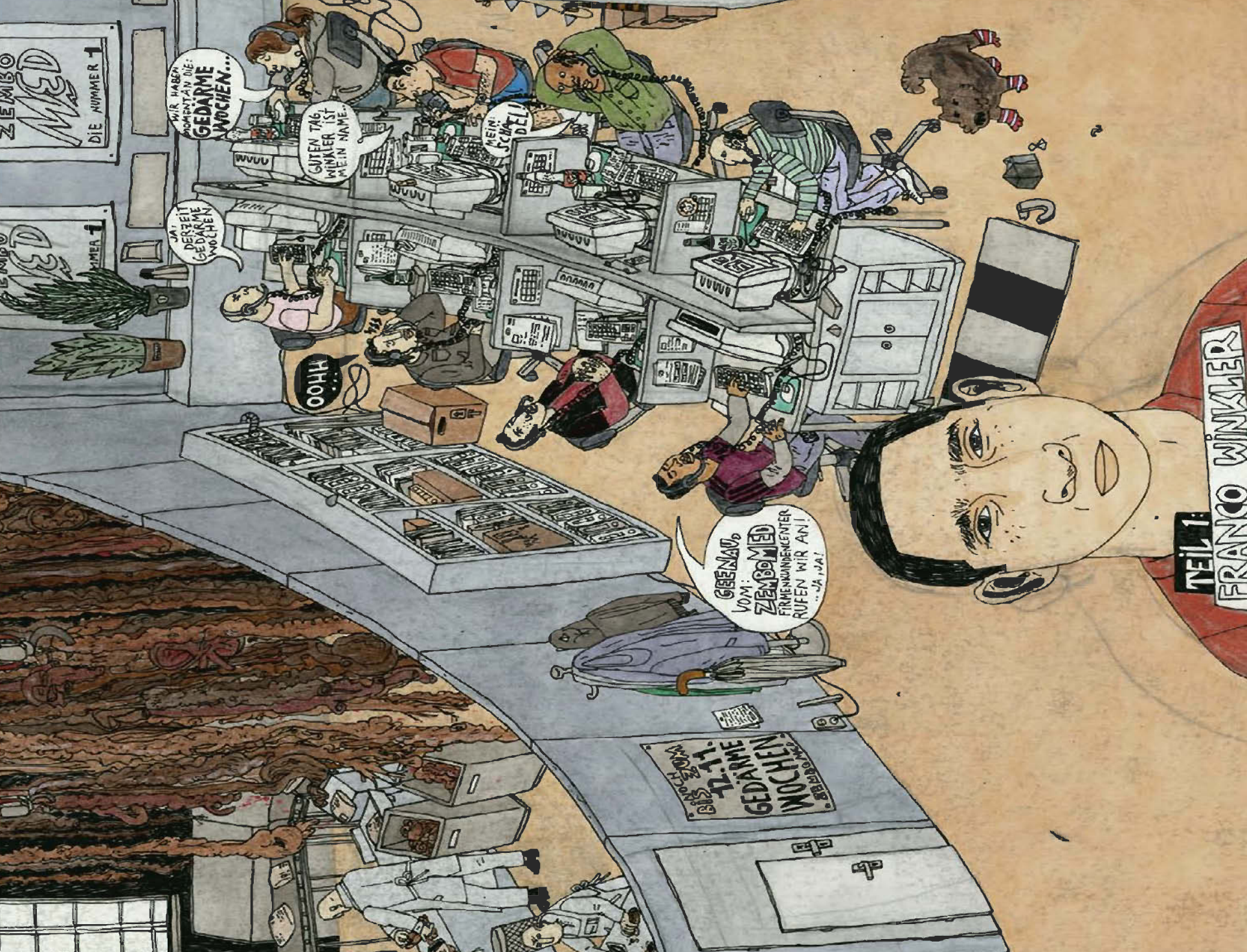
Heute gehen wir wieder mal hierhin, sie sagt aber nicht warum, sondern geht einfach am Strand entlang. Vielleicht ist es heute das letzte Mal, dass wir hier am Strand spazieren gehen, weil ich morgen umziehen werde und komme ich nicht mehr zurück. Aber ich will ihr das nicht erzählen. Ich werde sie heimlich verlassen. Ich entscheide, dass ich ihr die Schneckenhaushalskette nicht gebe, sondern ins Meer als Andenken für die Zeit, die wir zusammen verbracht haben, werfe.

Ich werde hier noch verrückt. Ich halte es nicht aus. Das ständige Gepiepe und Getute, dann ein Anrufbeantworter. Auflegen. Oder ein Fax. Hörsturz. Auflegen.

Ab und zu geht auch mal jemand ran, dann wird der eintrainierte Spruch aufgesagt. Anschließend, manchmal auch währenddessen, legen die Leute auf, maulen dich an, lachen, husten, stöhnen, heulen oder schreien, weil sie dich nicht verstehen. Selten sagen sie: Nein, Danke.

Was sind denn überhaupt Gedärme. Ich sollte lieber telefonieren anstatt zu denken. Sind Gedärme das Gleiche wie Organe? Ja, das sind sie. Mein Hirn beginnt langsam zu arbeiten. Gedärme sind die Innereien, die in jeglichen Körperhöhlen liegen, auch im Schädel. Da sind also Nieren, Herz, Milz, aber auch das Hirn und die Lungen. Die Gedärmewochen sind noch bis zum zwölften November. Bis dahin müssen wir noch viele Menschen überzeugen. Manchmal erwischen wir auch alte Leute. Wir dürfen sie laut Gesetz nicht befragen, dann entschuldigen wir uns, wünschen einen schönen Tag noch und legen auf.

Guten Tag, Winkler ist mein Name, vom ZemboMed Firmenkundencenter. Wir rufen Sie an, denn wir haben momentan die ZemboMed Gedärmewochen, ja, und da wollten wir mal bei Ihnen nachfragen, ob Sie Interesse haben, gegen einen anständigen Betrag Ihre Gedärme abgeben zu wollen? Auf der anderen Seite verstummt die Person, dann stöhnt sie. Schnelles Piepen, wohl aufgelegt. Warum will denn keiner seine Gedärme abgeben?



TEIL 1:
FRANCO WINKLER

GENAU,
VOM:
ZOMBOMED
FIRMENKUNDENCENTER
RUFEN WIR AN!
„Ja, ja!“

MEIN:
SCHWACH:
DELL

GUTEN TAG,
WINKLER IST
MEIN NAME.

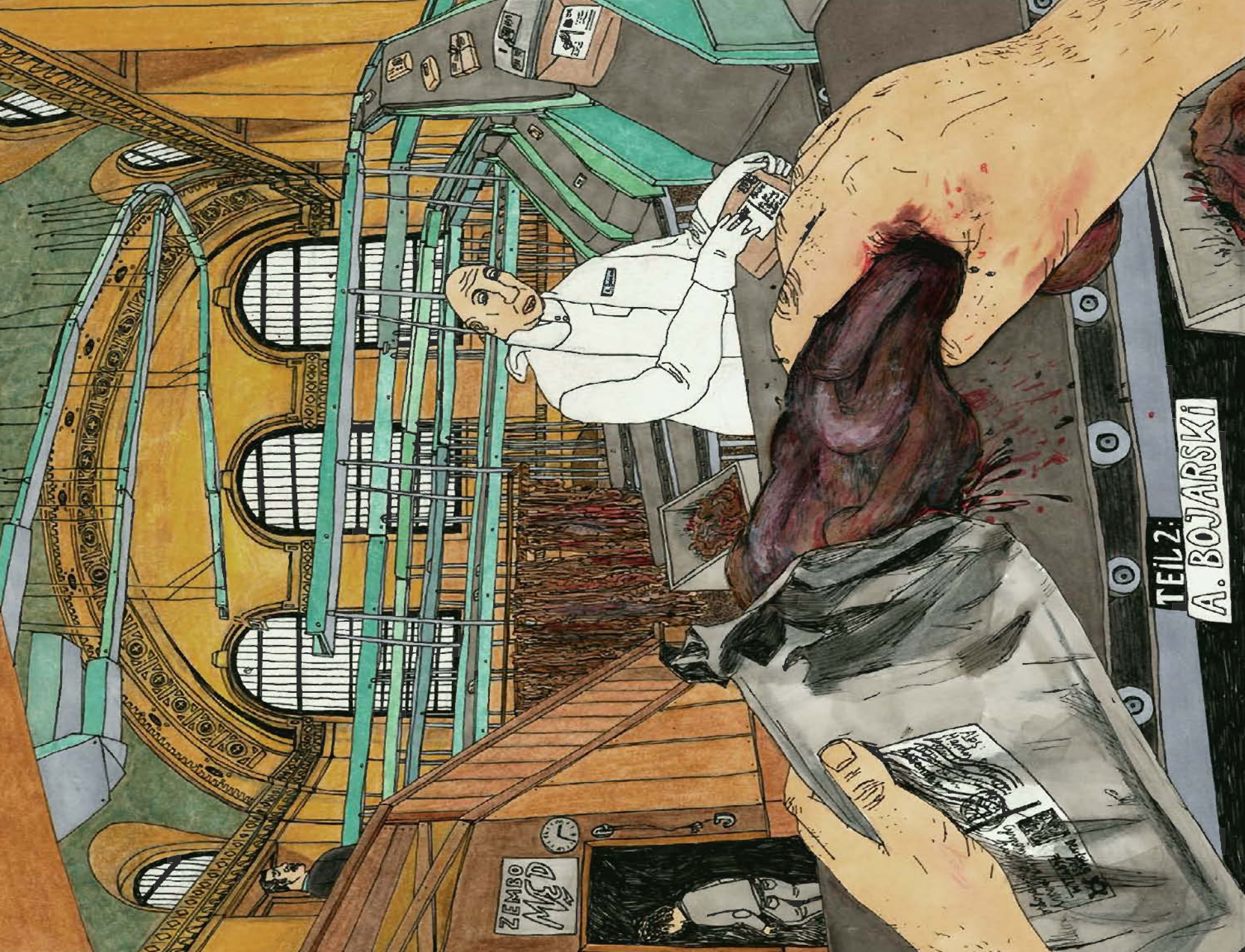
JA, HABEN
DERZEIT
GEDANKEN
WOCHEN...

WIR HABEN
KOMMENTAR DIE:
GEDARME
WOCHEN...

Bis 12.11.
Gedanke
Wochene

ZEMBOMED
DIE NUMMER 1

ZEMBOMED
DIE NUMMER 1



TEIL 2:
A. BOJARSKI

ALEXANDER BOJARSKI

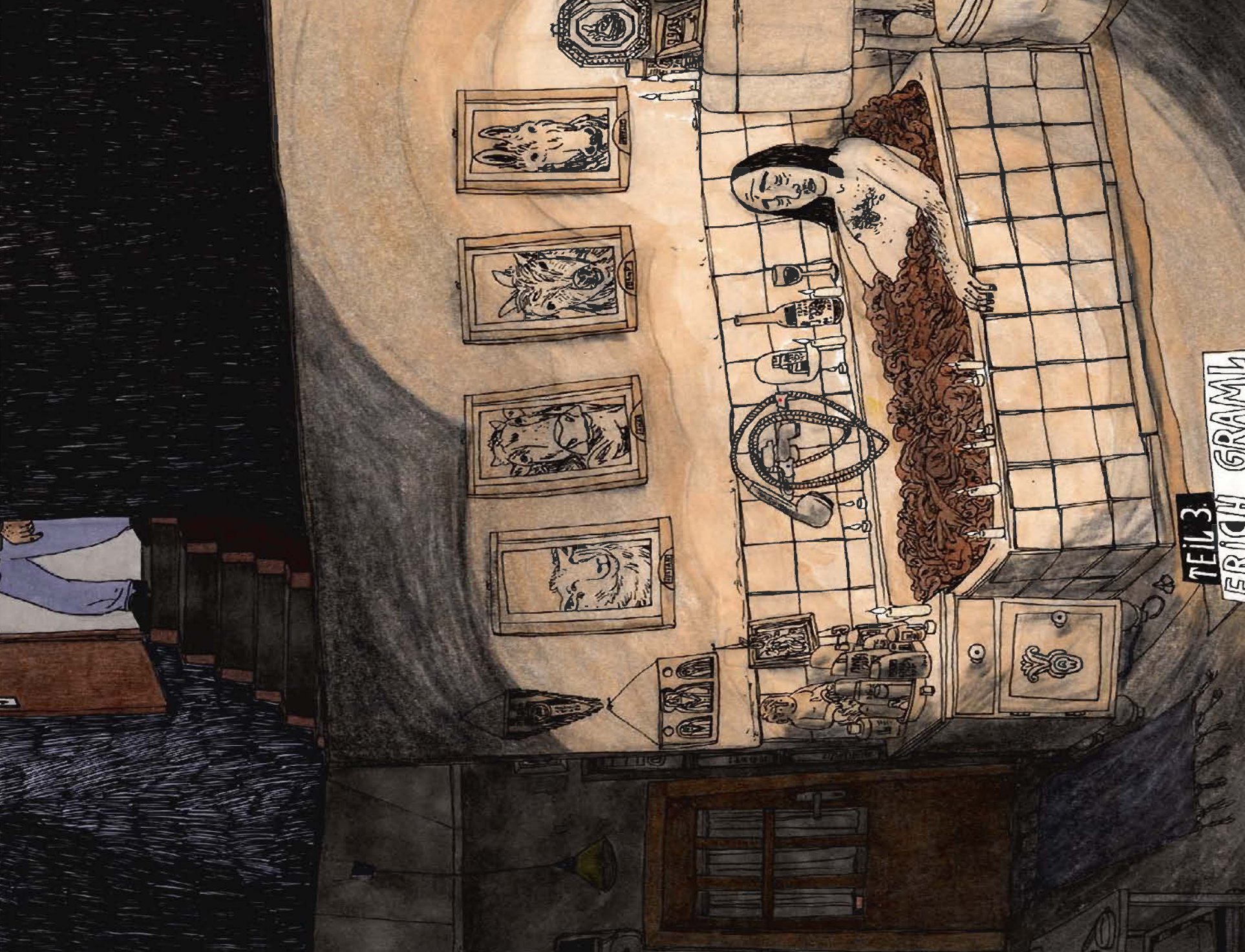
Ich bin Alexander Bojarski. Mein Partner heißt Alexander Wassiltschenko. Wir stehen hier und packen den ganzen Tag die Innereien anderer Leute aus. Sie werden sortiert, manche müssen aufgehängt werden. Es sind um die 270 pro Tag, geschickt von den wenigen Leuten, die am Telefon Interesse gezeigt haben. Bei jedem ausgepackten Päckchen, bei manchen ist schon vorher etwas Suppe ausgelaufen, muss eine Nummer in den Computer eingegeben werden, dann wird das Päckchen mit einem Häkchen und dem Namenskürzel markiert. Manche Leute schicken versehentlich auch unbrauchbare Teile wie die Milz und oder ähnliches. Diese werden in eine Spezielltonne geworfen.

Auf manchen Päckchen befindet sich ein grüner Aufkleber. Freigestellte, medizinische Probe steht darauf. Adressiert sind sie an die Gemeinschaftspraxis für Pathologie. Pathologie, wenn die wüssten! Ich weiß ja auch nicht, was da vor sich geht. Ich will auch nichts davon wissen. Ich bin hier angestellt, um Päckchen auszupacken. Ich würde meine Organe niemals weggeben. Für mich ist mein Körper ein Heiligtum, lieber sterbe ich. Aber dieses Gesindel, na ja, die würden sogar ihre Seele für ein paar Scheine von dem dreckigen Geld verkaufen.

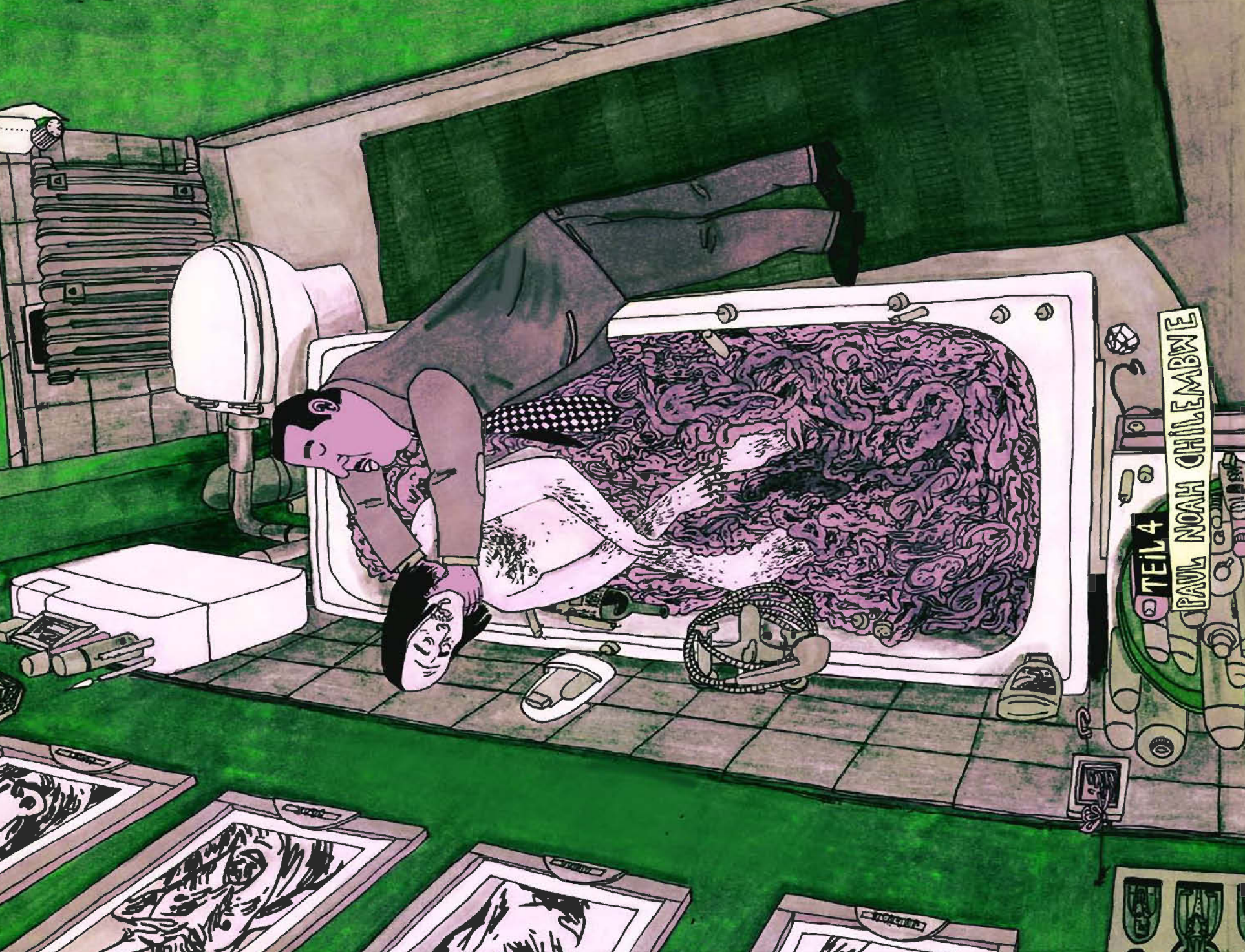
Behutsam, mit steigender Erregung lege ich die lieben Teile in die Badewanne. Zuvor habe ich die Wanne bis zum Rand mit heißem Wasser gefüllt. Ein Glück. Ich habe wenigstens warmes Wasser in diesem Loch. Ich bewohne die einzige Wohnung des alten Backsteingebäudes, in der die Firma ZemboMed ihren Sitz hat. Ich bin der Hausmeister, ich wache und regiere hier.

Ich spüre ein leichtes Kribbeln in meinen Zehen. Langsam zieht dieses Kribbeln durch den ganzen Körper. Ich merke, wie sich meine Muskeln entspannen. Ich hole nun alle Teile aus ihrem Versteck und lege sie in das heiß dampfende Wasser.

Warten. In der Zwischenzeit befreie ich mich von der unangenehmen Kleidung. Erst der Pullover, dann die eklige durchgeschwitzte Latzhose. Das scharf stinkende Werbeshirt mit dem Aufdruck für chinesische Nudelgerichte kriege ich nur mit mittelgroßer Anstrengung ab. Das müsste reichen. Ich lass das Wasser raus. Ich zünde Teelichter und Kerzen an. Die ungemütliche Deckenbeleuchtung schalte ich aus. Voller Vorfreude steige ich in die Wanne. Ich schaue auf die Decke und schließe die Augen. Die Kraft von tausend Menschen geht in mich über. Mein Herz fängt wieder zu schlagen an. Das Blut rauscht durch die Adern. Ich lebe.



TEIL 3
ERICH GRAMM



TEIL 4
PAUL NOAH CHILEMBWE

~~PAUL NOAH CHILEMBWE~~

Plötzlich muss ich an meinen Vater denken. Er war ein bekannter Jazzbassist und der Bandleader. Außerdem komponierte er Melodien fürs Fernsehen. Er lebte in Österreich und hat mich nie kennen gelernt.

Warum konnte ich nicht anklopfen und dann einfach wieder die Treppe hinauf gehen? Stattdessen drückte ich den Henkel runter und bemerkte dass die Tür nicht verschlossen war. Ich sollte Erich Bescheid geben, es ist ein wichtiges Packet für ihn angekommen.

Doch was dann geschah, kann ich selbst nicht erklären. Ich durchsuchte seine kleine Wohnung. Er war anscheinend nicht Zuhause. Ich sehe mich um. Erich ist wohl ein großer Tierfreund. Überall hängen an den Wänden Bilder von Tieren. Sowohl von exotischen wie Maskenleguane und Elefanten, als auch von Ziegen, Pferden und Hunden. Katzen mag Erich wahrscheinlich weniger. Katzen hängen im Flur. Plötzlich höre ein Geräusch aus dem Badezimmer. Ich gehe hin. Inmitten von Eingeweiden sehe ich Erich entspannt in der Badewanne liegen. Wie vom Blitz getroffen gehe ich auf ihn zu. Ich lege meine Hände um seinen Hals. Er ist sofort überwältigt, hat keine Chance gegen meine kräftigen Arme.

KLAUS KULINKE

Mein Name ist Klaus Kulinke. Ich betreibe zusammen mit meiner Frau Monika seit fünfunddreißig Jahren eine winzige Imbissbude gegenüber des alten Backsteingebäudes der Firma ZemboMed. Vormittags bis Mittags hat meine Frau Schicht, dann komme ich und arbeite bis um Mitternacht.

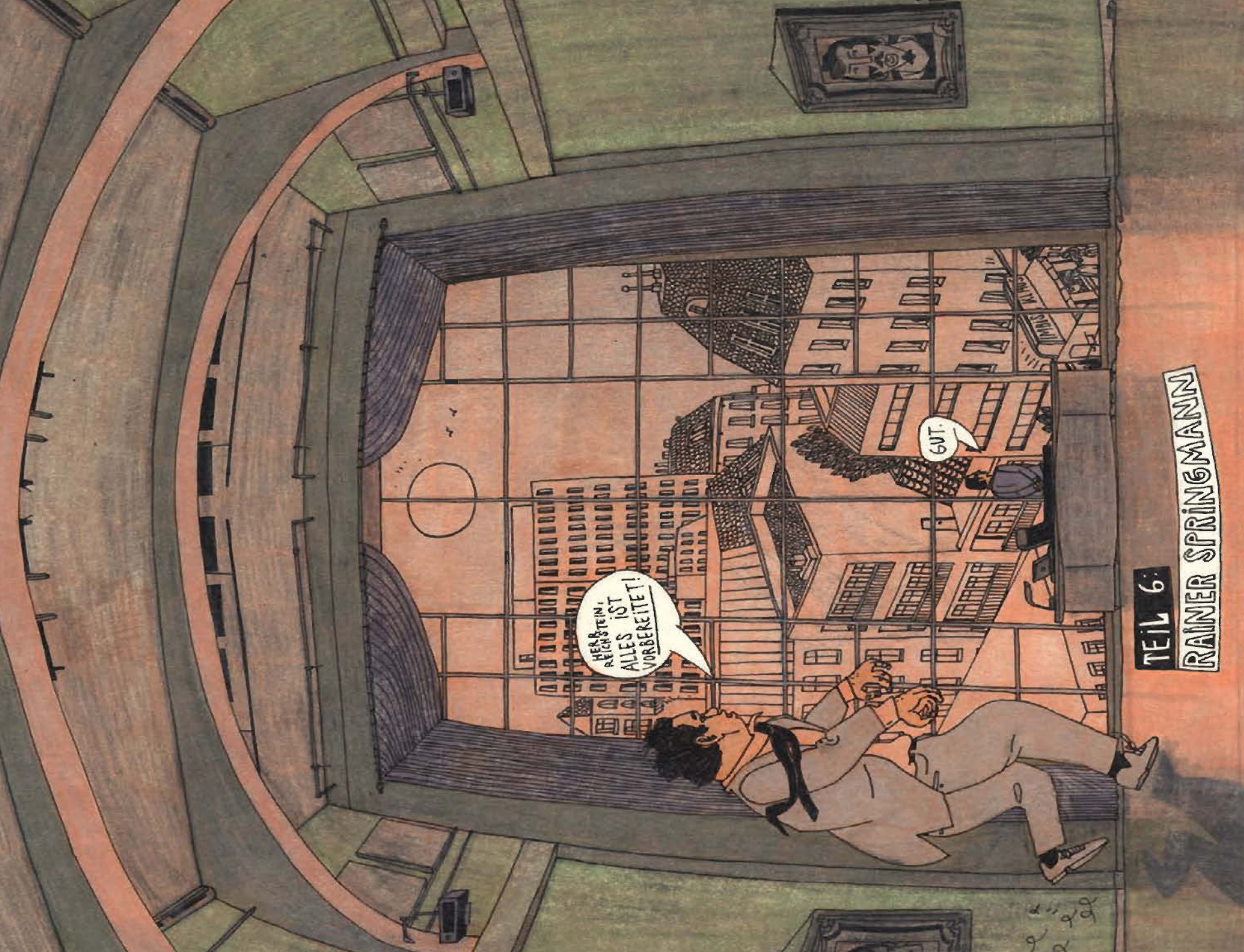
Über den Tag kommen viele Hungrige zu mir, um Pause zu machen. Die junge Frau vom Empfang von ZemboMed bestellt einen Kartoffelsalat. Der Hans möchte eine Bohnensuppe und ein Wasser. Bauarbeiter essen Currywurst und trinken Warsteiner. Olaf Ölstrom bestellt Schaschlik-Spieße. Damen aus der Marketing-Abteilung teilen sich das Vier-Buletten-Angebot im Brötchen mit extra viel Zwiebeln und Senf. Adam Reichstein, der Chef der Firma verspeist jeden Mittag zwei Currywürste mit Brötchen und Pommes ohne Ketchup. Ein Taxifahrer macht Pause und nimmt einen heißen Kakao. Detlef Krebs hingegen trinkt lieber schwarzen Kaffee, dazu schlürft er eine Nudelsuppe.

Gegen siebzehn Uhr kommt Paul vorbei. Er ist ein lustiger Kerl. Bloß nicht heute. Er scheint abwesend zu sein. Nachdem er eine halbe Minute ohne Regung vor mir steht, verlangte er eine Currywurst mit Darm.

ICH
HÄTT GERN
EINE CARO
WURST.

TEIL 5

KLAVS KULINKE



TEIL 6:
RAINER SPRINGMANN

~~RAINER SPRINGMANN~~

Ich renne, schon den ganzen Tag. Ich heiße Rainer Springmann. Ich bin seit drei Monaten der persönliche Assistent von Herrn Reichstein, dem Chef des Pharmaunternehmens ZemboMed. Der Chef scheucht mich furchtbar durch die Gegend. Ich muss Nachrichten übermitteln und Aufträge weiterleiten, Informationen einholen, seine Fußnägel schneiden, Sachen abholen und bringen und das meistens bis zu 20 Stunden am Tag. Selbst wenn er schläft, muss ich immer in seiner Nähe sein. Aber das passt ja auch zu meinem Namen: Springmann. Reichstein ruft, ich springe. Doch mache ich das nicht mehr lange mit! Ich habe aber Angst vor ihm. Mein Vorgänger ist, nachdem er gekündigt hat, einfach so verschwunden. Nicht einmal seine Frau kann erklären, was geschah.

Heute ist ein besonderer Tag, doch keiner will mich so richtig einweihen, was los ist. Es geht um das Projekt „Monster“, an dem seit schon langer Zeit geforscht wird. Alle sind noch angespannter als sonst, sie kommen mir fast wie Besessene vor. Ernste Mienen begegnen mir, als ich durch die Gänge hoch zu Herrn Reichsteins Büro eile. Wir haben erst vier Uhr Nachmittags. Es ist nun schon ungefähr das achtzigste Mal, dass ich aktualisierte Meldungen von verschiedenen Abteilungen des Hauses zu ihm bringe. Viele Nachrichten und Statusmeldungen wurden mit eindringlichen, strengen Ansagen oder mit cholerischen Wutanfällen beantwortet. Einige Male wurde ich förmlich aus dem Büro rausgeworfen.

Diese Botschaft ist aber anders. Endlich eine gute Nachricht. Ich freue mich schon darauf, mal keinen Ärger zu kriegen. Sie lautet: „Alles ist vorbereitet“. Herr Reichstein scheint zufrieden zu sein, als er das hört. Das erste Mal seit Monaten. Vielleicht kann ich heute etwas früher Schluss machen.

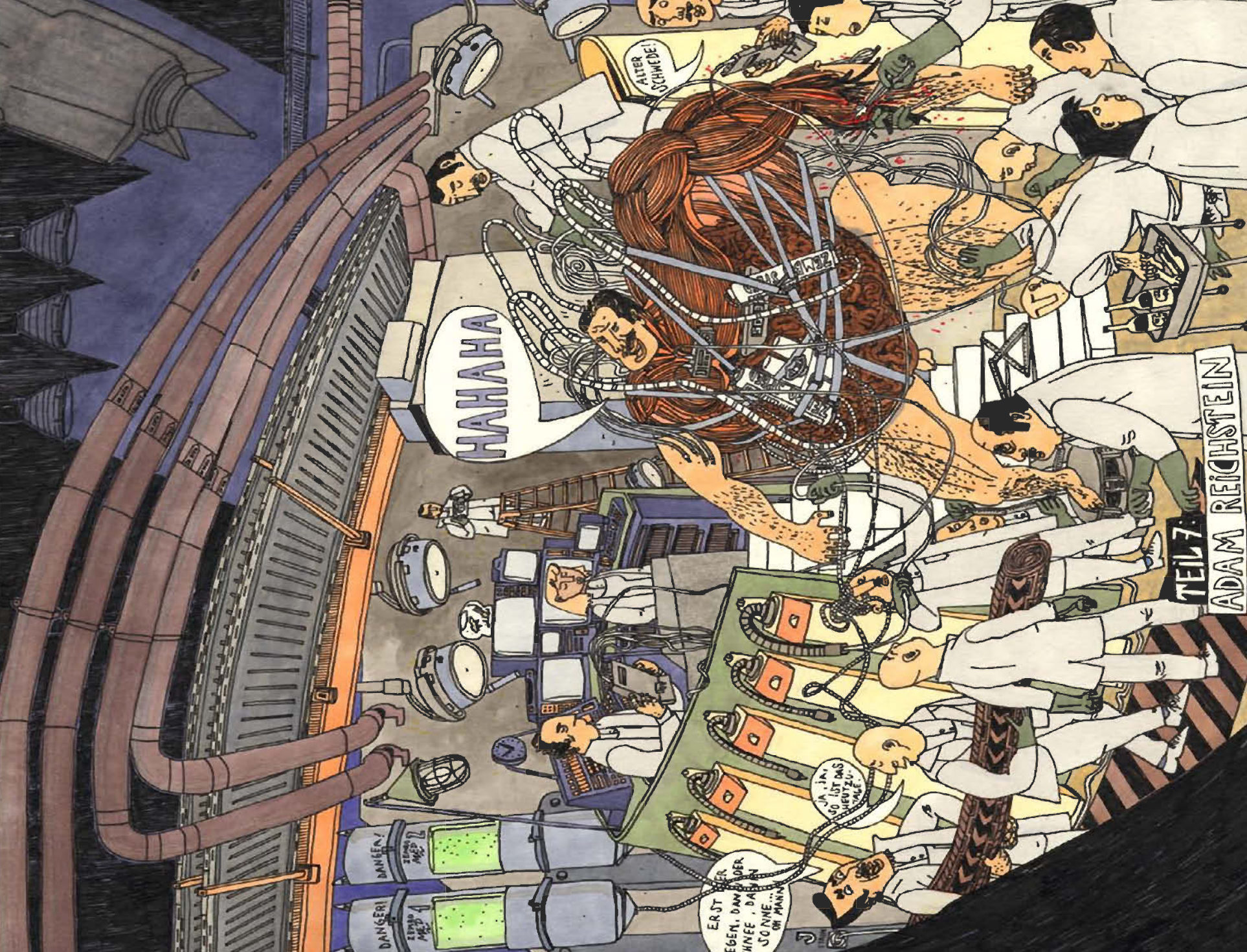
adam reichstein

Das Gefühl der Macht steigt auf und verdrängt die Zufriedenheit. Ich spüre mein Blut und diverse andere Substanzen von meinem Herz aus, über meinen Kopf durch meinen neuen Körper rasen. Ich sehe auf meinen neuen, schönen Körper hinab. Schläuche stecken in meinen Armen und Beinen. Sanft und regelmäßig wird das Kobinatrid in die Muskeln gepumpt. Es kribbelt ein wenig, ein überwältigendes Gefühl. Ich spüre ein leichtes Stechen in der Seite, ist aber nicht schlimm. Die risikoreiche Transplantation der Fremdorgane in die Bauchregion war erfolgreich, das merke ich an den leichten, regelmäßigen Bewegungen. Was waren das wohl für Menschen, deren Organe jetzt in meinem Körper stecken?

Ich habe so viel in das Projekt gesteckt. Von den enormen Geldbeträgen mal abgesehen, habe ich so viel Zeit in die Planung gesteckt, ich hatte teilweise vergessen, wie meine Frau aussieht. Natürlich hat sie mich irgendwann verlassen, meine zwei Kinder habe ich nun auch schon so lange nicht mehr gesehen. Vielen der Hunderte von Angestellten geht es ähnlich. Auch sie haben alles für den Erfolg gegeben. Ich habe drei persönliche Assistenten verbraucht, unzählige ausgestiegene Mitarbeiter hinterher zum Schweigen gebracht. Ich habe mich auch über so viele Paragraphen hinweg gesetzt. Es sind zweistellige Millionenbeträge an verschiedene Abteilungen der Polizei geflossen. Alles habe ich auf mich genommen, damit mir keiner in die Quere kommt. Das alles bedeutet aber nichts für mich. Für mich zählt jetzt nur noch diese Sache.

Ich beobachte die Szenerie. Die Wissenschaftler wuseln wie kleine Ameisen um mich herum. Ich bin ihre Königin. Sie sehen besorgt aus, ich spüre die Angst, den Zweifel, den Widerwillen. Aber ich dulde das nicht. Ich bin bald am Ziel.

Berauscht von dem Moment fange ich an zu lachen, es geht los, keiner kann mich mehr aufhalten.



HAHAHA

TEIL 7
ADAM REICHSTEIN

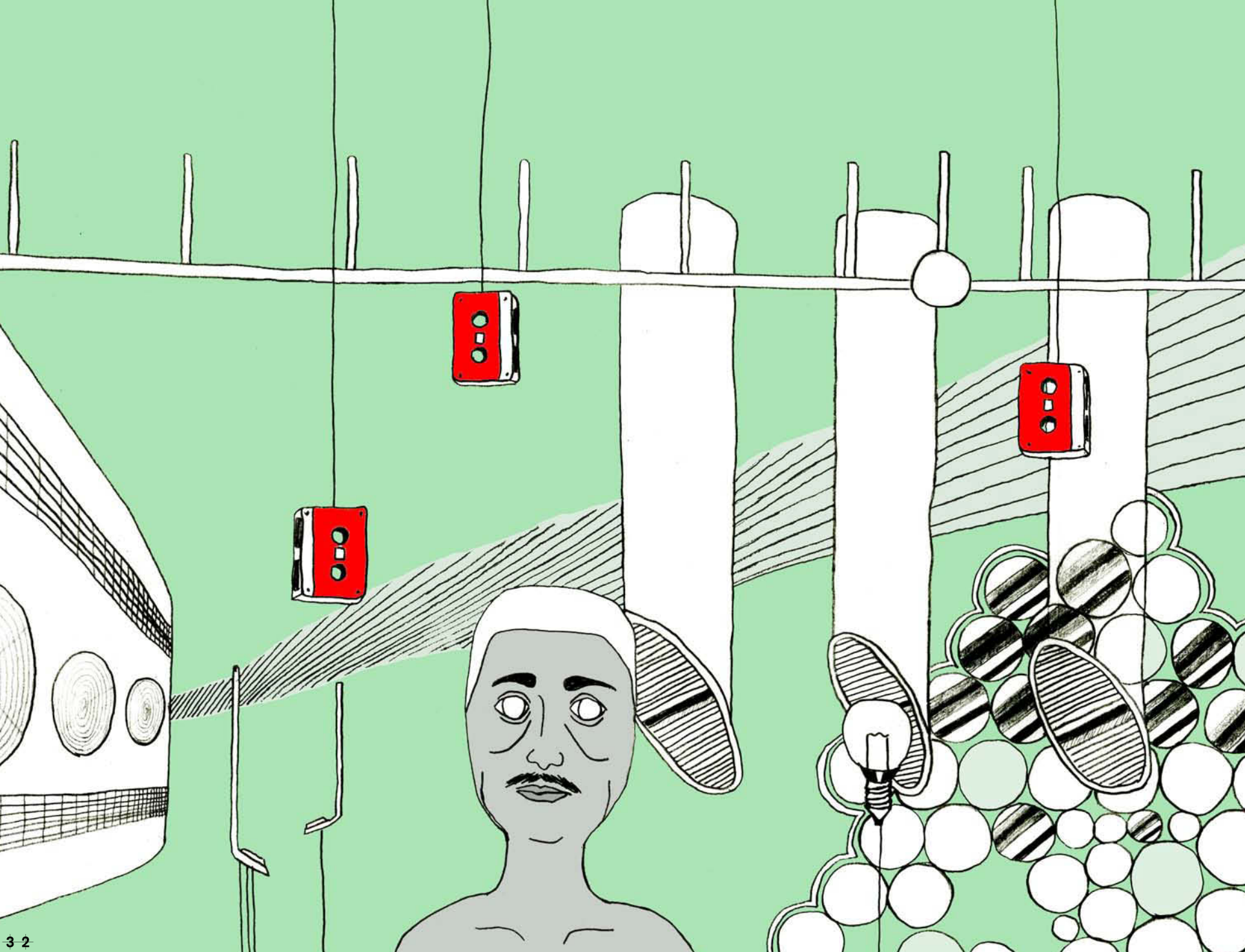
ERST NACH DER
REGEN, DAN NACHHER
SCHNEE, DANN
SONNE... SONNE...
ON MANN

JA JA!
SO IST DAS
HEUTZU-TAG!

ALTER
SCHWEDE!

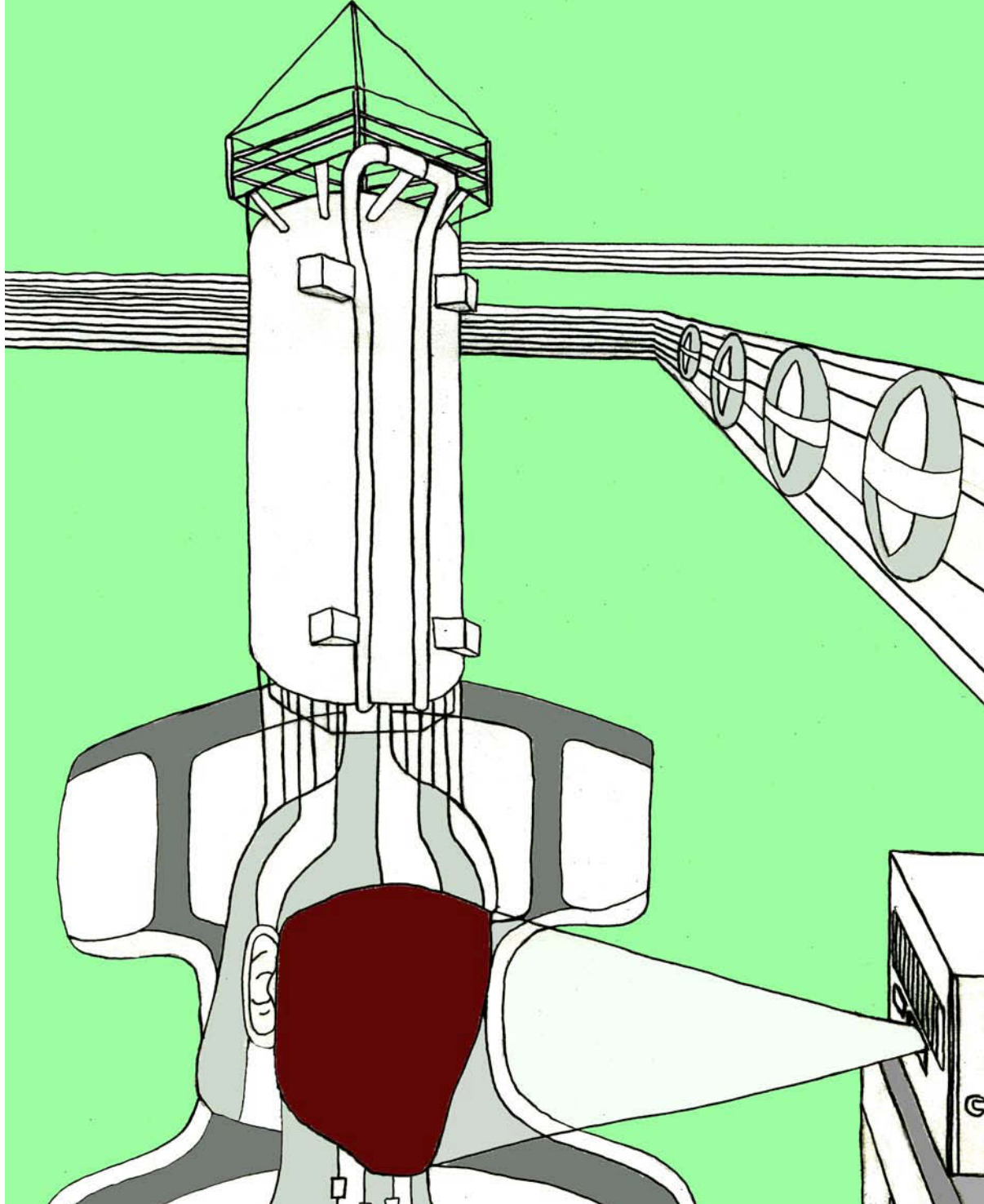
DANGER!
EXTRA
MED

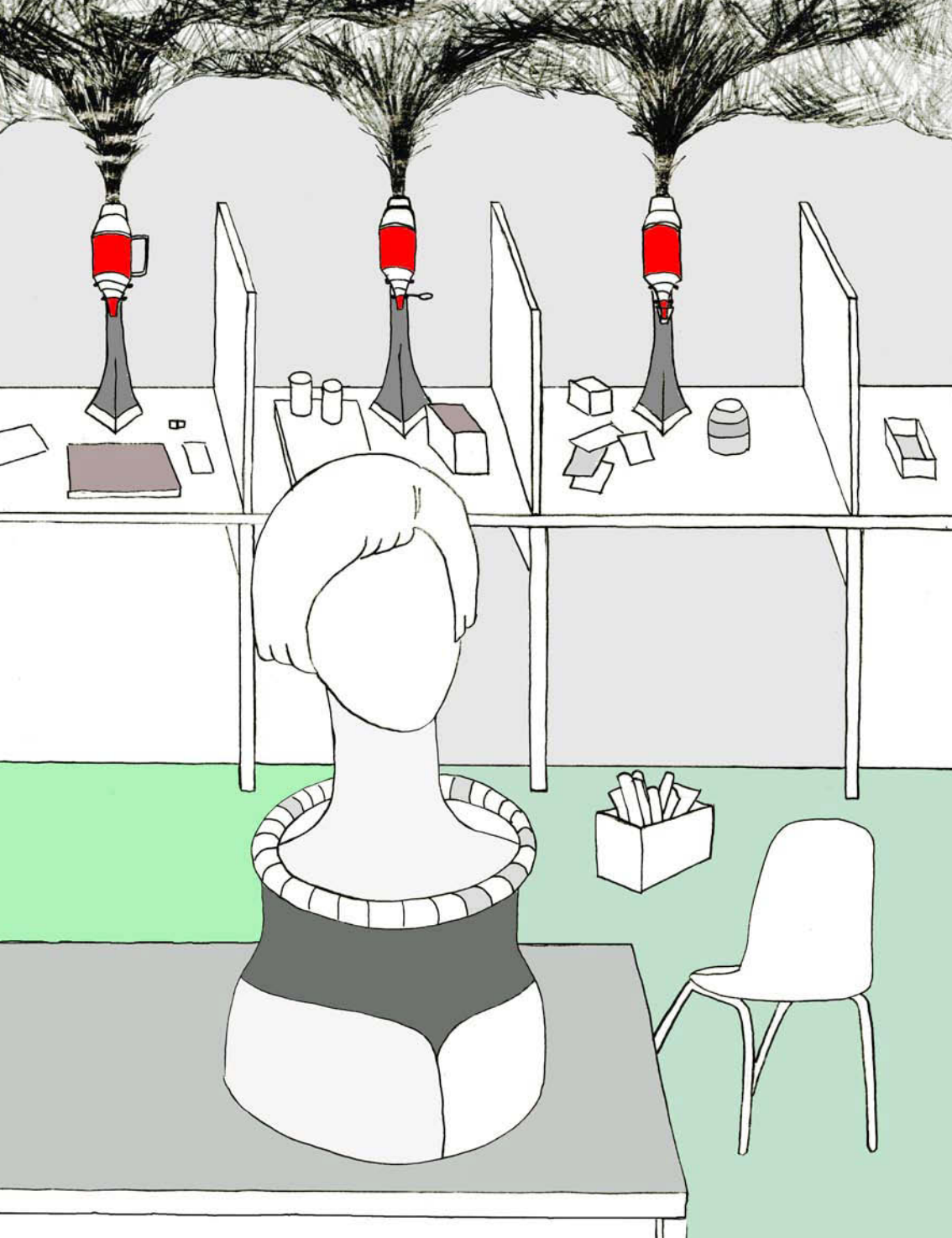
DANGER!
EXTRA
MED



RAUSCHEN

Rauschen
Graues Rauschen
Feuchter Atem
Kondensierte kalte Luft
Sanftes Summen
Einschläfernd
Zentnerschwere Lider
Trockene brennende Augen
Knoten im Hals
Akkurat geknotete Krawatte
Wirres Knäuel eines endlosen Fadens
Kommen gehen
Dasein
Stück für Stück
Wohin



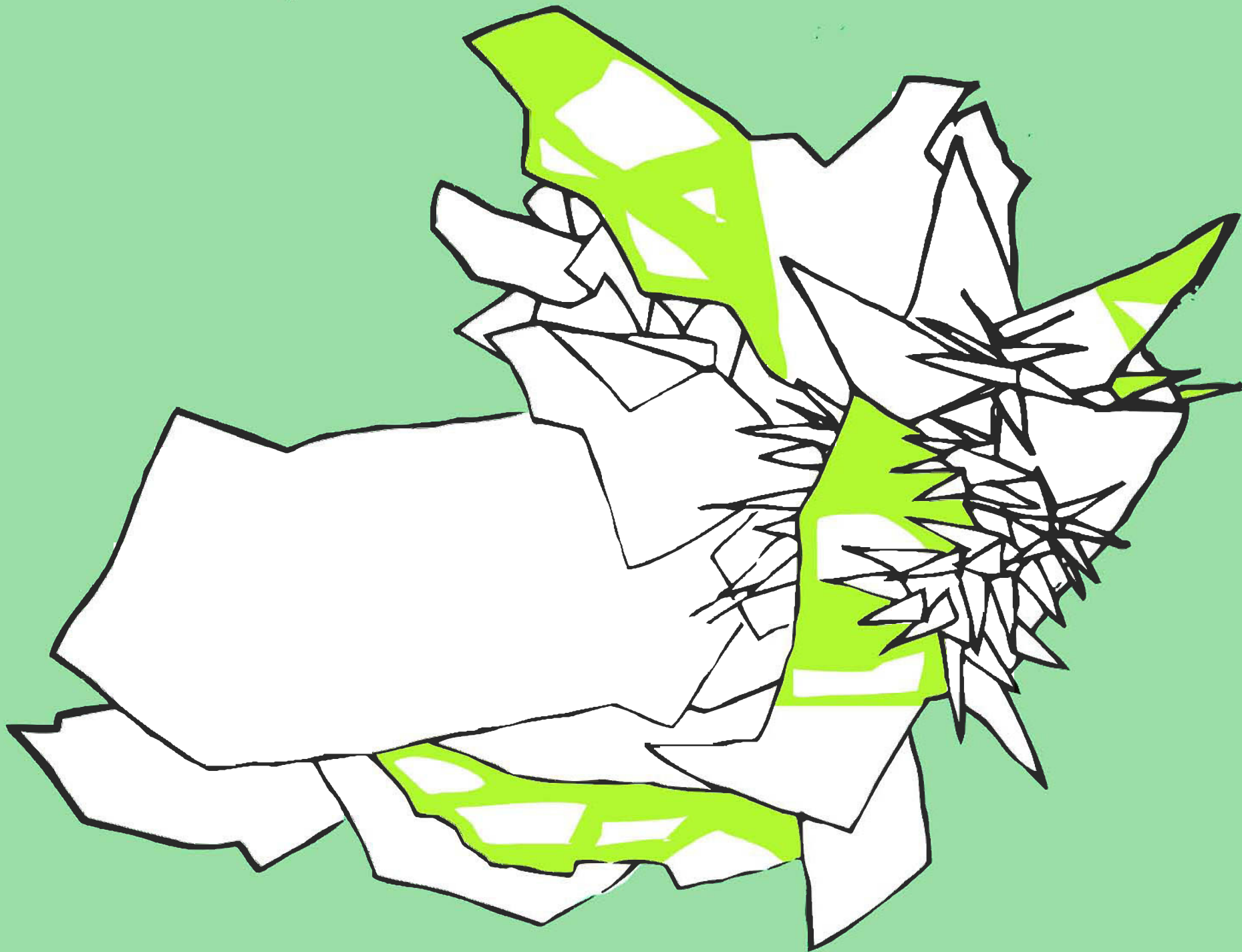


ROTES LICHT

Rotes Licht

In der qualmenden Ecke
Beschriebene Wörter kriechen hervor
Sie hängen ihre Nasen
In den dunklen Wind
Geraten in Rage
Apathie säumt die Gedanken
Apathie bleibt stehen
Streifen und Löcher bleiben konstant
Ein Ein und Aus
Kühle Grenze an der Oberfläche
Welche Haut wir getragen





LAUFENDE ECHOS

Gegeben gesprochen gesehen
Ich fahre hinab in den Schlund
Kastenaufreihung
Verkabelt verdrahtet verdreht
Leerer Blick
Menschmaschine
Metallene Abluft strömt
Durch die Öffnung
In der Wand
Surren
Hypnotisches Surren
Lässt herannahende Furcht rasen
Bewegungslos verharren
Laufende Echos



~~einsam und verlassen~~

Es ist 7 Uhr. Er liegt schon seit einer halben Stunde wach. Er weiß, dass es noch zu früh aufzustehen ist. Er zwingt sich, die Augen geschlossen zu halten. Vor seinem inneren Auge spielt sich wieder und wieder der Unfall ab. Er sieht die Holzblöcke, die seine Arme fixieren, das Sägeblatt, das immer näher kommt. Er sieht das Blut, das auf die Geräte und auf ihn spritzt. Es wird ihm übel. Er richtet sich schnell auf. Er atmet schwer. Er streicht sich über die Stirn, die von zahlreichen Schweißperlen bedeckt ist. Er wischt den Schweiß am Laken ab. Er fragt sich, ob er diese Bilder jemals aus seinem Kopf verbannen können wird. Eigentlich weiß er, dass sie ihn wohl sein ganzes Leben lang begleiten werden. Sein ganzes, jämmerliches, trostloses, einsames Leben lang.

Dennoch war sein Leben nicht immer so aussichtslos gewesen. Er hatte mal ein Ziel vor Augen, eine Frau und Kinder. Seit dem Unfall verschwand alles nach und nach.

Er dreht sich zur Bettkante und lässt seine Beine herunterbaumeln, blickt an sich herab und Tränen füllen seine Augen. Er will nicht weinen, denn er weiß, dass es keinen Sinn zu weinen macht. Es wird sowieso nichts an der Situation ändern. Nichts wird etwas an seiner Situation ändern können. Er hatte schon so viele Tränen vergossen. Seine Augen sind müde von den vielen Stunden geworden, die er schon mit Weinen verbracht hatte. Er will nicht, dass seine Augen weh tun, dass sie rot und verquollen aussehen, sonst hielten ihn die Menschen im Supermarkt erst recht für einen Trinker. Er ist keiner. Nicht mehr.

Seit dem Tag, an dem er seine Tochter geschlagen hatte, hatte er keinen Tropfen mehr angerührt. Obgleich auch das nichts mehr änderte. Sie hatte damals nicht geweint, nicht geschrien. Sie hatte ihn einfach stumm angeblickt. Die Enttäuschung stand ihr ins Gesicht geschrieben. Dann war sie gegangen, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, hatte ihn alleine zurückgelassen. Seit diesem Tag war sie nie wieder zu Besuch gekommen. Sie rief nicht mehr an. Sie hatte es damals nur gut gemeint. Wollte ihn von der Flasche wegbringen und ihm zu einem geregelten Leben verhelfen trotz seiner Behinderung. Doch er hörte nicht auf sie, ließ täglich so viel Schnaps seine Kehle runterlaufen, bis er nicht mehr genau wusste, wer er war. Und das war auch sein Ziel. Er wollte einfach nicht mehr er sein. Er hatte sie angeschrieben und schließlich rutschte ihm die Hand aus. Da er zu betrunken war, wusste er nicht, wie fest er zugeschlagen hatte. Bis er das Blut sah, dass aus ihrer Nase rann. Es tat ihm leid. Alles tat ihm so leid. Doch er wusste nicht, wie er es wieder gut machen konnte und vor allem, wusste er nicht, wie ihn die Menschen, die er liebte und die er so verletzt hatte, noch lieben könnten, wenn er es selbst nicht mehr konnte.

Er richtet sich auf. Durch das verdreckte Fenster fällt gelbes Licht. Dreckiges Licht. Passend zu seiner Wohnung, passend zu ihm.

Er hatte an dem Tag, an dem er seine Tochter geschlagen hatte, alle Spiegel abgehängt. Er konnte sich nicht mehr im Spiegel ansehen. Und das obwohl er mal so ein attraktiver Mann gewesen war. So sportlich, da sein Beruf ihm viel körperliche Arbeit abverlangte. Seine Frau hatte sich damals in seine Hände verliebt. Sie hatte immer gesagt: Du hast so große, starke Hände. Bei dir komme ich mir immer so vor, als würde mich der Hulk persönlich beschützen.

Diese Zeiten sind nun vorbei. Seine Frau hatte ihn verlassen. Welche Frau will schon einen Mann, der säuft, den ganzen Tag nur Fernseher anschaut und Essen in sich hineinschaufelt, bis er so viel wiegt, dass er fast nicht mehr in seinen Sessel passt. Und dann war er auch noch so herablassend zu ihr gewesen, hatte sie herumkommandiert und egal was sie tat, nie war es gut genug für ihn. Immer hatte er etwas zu meckern. Obwohl es eigentlich nichts zu meckern gab. Jetzt weiß er das. Doch jetzt ist es zu spät.

Wieso musste ihm die verflixte Sägemaschine auch die rechte Hand abschneiden? Seit diesem Tag fristete er sein Leben in einer Zelle, in die er sich selbst geschlossen hatte. Er ging nie raus. Nahrungsmittel und alles, was er fürs Leben brauchte, bestellte er online. Der Postbote war quasi sein einziger sozialer Kontakt, doch dieser verschwand immer sofort. Wahrscheinlich konnte er den Gestank nicht ertragen, der aus der Wohnung kam. Er selbst nahm diesen Gestank schon gar nicht mehr wahr. Er gehörte zu ihm. Genau wie der Dreck unter seinen Nägeln, die Nasenhaare, der Bart, den er seit Weihnachten nicht mehr gestutzt hatte, die Jogginghose, die er jeden Tag trug und sein Unterhemd. Sie waren seine täglichen Begleiter. Er bekam nur über Fernseher und Internet mit, was auf der Welt so geschah. Doch irgendwie war es immer das gleiche. Gewalt, Sex, Klimawandel. Hin und wieder wichte er auf die Werbefrau für das neue "Mineral-Makeup". Das war seine einzige Freude, die er sich machen konnte und selbst das war falsch. Er wusste ja genau, dass diese Frau ihn nicht mal mit dem Arsch angucken würde.

Er geht rüber zur Kaffeemaschine. Das ist sein einziger Genussmoment jeden Tag. Er füllt 5 gehäufte Löffel Kaffee in den Filter, gießt Wasser in die Maschine und drückt den Knopf. Dann dreht er sich um und lehnt mit seinem Hintern an die Arbeitsplatte. Er blickt aus dem Fenster. Plötzlich stockt ihm der Atem. Eigentlich kann es durch den vielen Dreck auf der Scheibe nicht richtig erkennen, aber er ahnt auf der Fensterbank am Haus gegenüber eine Person wahrzunehmen. Er springt zum Fenster, reißt es auf und da sieht er eine Frau. Sie ist sehr mager und blass, ihre Kleidung schwarz und etwas angestaubt. Sie steht mit beiden Beinen auf dem Fensterbrett und hält sich mit einer Hand am Fenster fest. Ihr Blick geht nach unten. Sie scheint ihn nicht zu bemerken. Er saugt soviel Luft in sich, wie viel er nur kann und schreit zu ihr hinüber so laut er nur kann: "Niiiiiiiiicht spriiiingen!!!"

Zuerst glaubt er, sie könne ihn nicht hören, doch dann wandert ihr Blick langsam zu ihm hinauf. Er sieht, dass sie weint. Ihre Augen sind ganz rot. Sie schüttelt stumm den Kopf, schließt die Augen. Die Hand, mit der sie sich zuvor noch am Fenster festgehalten hatte, löst sich. Schließlich sieht er sie doch nach unten fallen. Es kommt ihm wie Zeitlupe vor. Beinahe, als würde sie nach unten schweben... Bis zum Aufprall.

Er erbricht sich. Die Kotze landet auf seinem Unterhemd und auf dem Teppich, den er schon lange nicht mehr gesaugt hatte.

Er geht zur Spüle, nimmt ein Glas, lässt kaltes Wasser hineinlaufen. Er trinkt es in einem Zug leer und füllt es erneut mit Wasser. Es fühlt sich gut an, wie das Wasser seine Kehle herabläuft. Schön kühl, nicht, wie das warme Blut, dass über den Gehweg lief und sich wie eine rote Teerpfütze ausbreitete.

Es wird ihm heiß und kalt. Er setzt sich in den Sessel. Sein Blick geht starr geradeaus in Richtung Wand. Er hat Angst wieder zum Fenster zu Blicken. Nach einer Weile hat er sich wieder etwas beruhigt, doch seine Gedanken kreisen noch darum, was geschah. Wieso ist diese Frau gesprungen? Was hat sie dazu gebracht, so etwas zu tun? Was gab es Schlimmes in ihrem Leben, dass sie das tun musste. Was gab es Schlimmes in ihrem Leben, das sogar dazu führte, dass ihr Leben schlimmer als seins war? Sie hatte doch beide Hände... Ihm hingegen fehlte eine. Die wichtige.

Auf alle seine Fragen bekam er keine Antwort. Nach und nach stellte sich bei ihm das Gefühl von absoluter Hilflosigkeit ein. Nichts hätte er tun können. Und selbst, wenn er seine Hand noch gehabt hätte, hätte er der Frau nicht helfen können. Selbst wenn er seine Hand noch gehabt hätte...

Er stand auf, ging ins Bad und begann sich zu rasieren.

~~SCHÖNHEIT~~

Es war gegen sieben Uhr dreißig, als sie vorm Fenster ein dumpfes Geräusch vernahm. Es klang, als wäre irgendetwas vom Dach gefallen. Etwas, was nun die Stelle vor ihrem Fenster verschandelte. Eigentlich schlief sie immer bis mittags. Doch heute wurde sie so unsanft aus dem Schlaf gerissen, wie schon lange nicht mehr. Sie nahm ihre Schlafmaske ab. Sie wartete einen Moment ab, bis sie ihre Augen öffnete. Immer diese scheiß Ficker, die irgendwas vom Dach werfen müssen.

Sie hasste Kinder. Vielleicht auch aus dem Grund, weil sie, als sie selbst noch ein Kind war immer, von den anderen verspottet wurde. Als sie etwa vierzehn wurde, hörte das auf. Sie veränderte sich zu einer recht attraktiven jungen Frau. Doch mit dem Neid der Anderen kam auch der Spott wieder. Erst als sie Jahre alt wurde, hörte das ganze dann auf. Allerdings nur, weil sie die anderen mehr und mehr mied. Nicht, weil die anderen sie weiterhin ärgerten, sondern weil sie sich für etwas Besseres als die anderen hielt. Sie verbrachte die meiste Zeit damit, sich im Spiegel zu betrachten, lackierte ihre Fingernägel, zupfte ihre Augenbrauen und hin und wieder las sie ein Buch. Sie war nicht nur hübsch, sondern auch klug. Aber sie war auch einsam. Dadurch, dass sie sich täglich so intensiv mit sich selbst beschäftigte, fiel ihr nicht auf, wie einsam sie war. Und diese Einsamkeit wurde von Tag zu Tag schlimmer, doch sie fühlte sich scheinbar wohl damit. Ihr ging es meist eh nur darum, dass alles perfekt aussah. Nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Wohnung, ihre Schuhe, ihr Auto etc. Alles hatte den Schein, als wäre es aus einem Katalog geradewegs in ihre Hände gefallen. Sie mochte das so. Genauso, wie sie auch ihre Einsamkeit genoss. Sie wollte auch Keinen haben, der an ihr rummeckerte, der ihr vorschrieb, was sie zu tun hatte, der sie fickte. Ficken konnte sie sich selbst sowieso am besten. Dazu brauchte sie keinen Schwanz mit Körper dran. Denn an so einem Körper gab es meistens auch einen Mund und aus den meisten Mündern kam nur Zeug, das sie absolut nicht interessierte. Sie wollte einfach sie selbst sein und nicht gestört werden.

Doch genau das war nun passiert. Irgendetwas oder Irgendjemand hatte sie ihrer Ruhe am frühen Morgen beraubt. Sie richtete sich auf und rutschte auf ihrer Satinbettwäsche an den Rand des Bettes. Nun schlüpfte sie in ihre Hausschuhe, stand auf und lief zum Fenster. Kurz bevor sie dort ankam, entschied sie sich um. Sie lief statt dessen Richtung Kaffeemaschine. Eile mit Weile, dachte sie sich. Die Drecksbälger kann ich mir auch später noch vorknöpfen. Die kleinen Fettsäcke rennen mir ja nicht weg und selbst, wenn sie es versuchen würden, würden sie nicht weit kommen. Bei dem ganzen Fett, das an denen runterhängt... Ihgitt. Sie legte zwei Pads in die Maschine und betätigte den Knopf. Sie mochte das Geräusch, das die Kaffeemaschine von sich gab. Es hatte etwas Beruhigendes. Genau das, was sie jetzt brauchte.

Als die Maschine fertig war, drückte sie erneut den Knopf und heißer, schwarzer Kaffee floss in ihre Tasse. Sie nahm die Tasse in die Hand und roch am Kaffee. Es roch so köstlich, dass sie sich kaum zurückhalten konnte. Doch bevor sie trank, füllte sie noch etwas Vanillesirup und etwas Milch nach. Dann setzte sie sich an den Küchentisch und wollte gerade den ersten Schluck nehmen...

Da klopfte es an der Tür. Mir platzt gleich die Augenbraue, dachte sie. Wütendbrandt stand sie auf, lief zur Tür und blickte durch den Spion, konnte jedoch niemanden sehen. Jetzt war sie an einem Punkt angekommen, an dem sie hätte jemanden umbringen können.

Ich rei den kleinen Scheißern ihre fetten Ärsche auf! brüllte sie und riss die Tür auf. Sie erschrak. Vor ihr kauerte ein kleiner Junge. Er saß auf dem Boden, den Kopf auf die Knie gelehnt so, dass man das Gesicht nicht sehen konnte. Seine schwarzen Haare waren ganz zerzaust. Auch wenn sie eigentlich nicht wollte, ging sie in die Knie und fragte: Was ist denn los?

Als er aufblickte, konnte sie sehen, dass er weinte. Er hielt einen Moment inne, bis er schließlich mit seinem Mund ein Wort formte. Blut, sagte er. So leise, dass sie ihn kaum hören konnte. Wo denn? fragte sie. Er deutete mit seiner kleinen Hand Richtung Haustür. Sie stand auf und machte einen Schritt zur Tür. Viel Blut, sagte der kleine Junge, der vermutlich türkischer Abstammung war. Sie hielt die Luft an und ging weiter. Sie versuchte ihren Blick auf dem Boden zu halten. Als sie am Türrahmen angekommen war, blickte sie auf. Nun sah sie, was der kleine Junge meinte. Unmittelbar vor ihrer Tür lag auf dem Gehweg etwas, das wie ein Mensch aussah. Ein kleiner, schwarzer Haufen um den herum Blut zu sehen war. Er hatte recht gehabt. Es war viel Blut. Sie konnte nicht erkennen, was Beine und was Arme waren, denn alles war irgendwie total verdreht. Es wirkte so unecht. Wie in einer Geisterbahn oder so. Sie drehte sich nun wieder zu dem kleinen Jungen um und obgleich es ihr nicht gefiel, wusste sie, dass sie ihn nicht wegschicken konnte. Also ging sie rüber, hob ihn auf und drückte ihn kurz an sich. Dann sagte sie: Komm, wir rufen jetzt die Polizei, hm? Dann lief sie in ihre Wohnung und nahm das Telefon in die Hand.

~~nichts essen~~

Es ist sieben Uhr fünfzehn, als ihr Wecker klingelt. Sie öffnet langsam die Augen. Das Licht blendet sie stark. Sie schließt erst noch einmal die Augen. Zweiter Versuch. Nun kann sie die Augen geöffnet lassen. Sie hebt die Bettdecke und zieht ihr Schlafhemd hoch. Sie begutachtet ihren Bauch. Seit wie vielen Jahren tut sie das nun schon? Sie weiß es nicht. Sie tut es jeden morgen. Sie drückt mit dem rechten Zeigefinger in ihren Bauch, um zu testen, ob sie zugenommen hat. Wenn ihr Finger nicht einsinkt, dann ist das ein gutes Zeichen. Er sinkt seit Jahren nicht ein. Wo sollte er auch einsinken können? Alles, was sie tagtäglich speist, ist lediglich ein trockenes Brötchen. Sonst nichts. Es ist hart. Sie muss oft mit sich kämpfen: Heute vielleicht doch mal eine Banane oder sogar ein Stück Schokolade? Doch sie weiß, dass sie den Kampf mit der Nahrung immer verlieren würde. Denn wenn sie ihren Gelüsten nachgibt, dann fühlt sie sich am nächsten Morgen fett und sieht den Finger einsinken, obwohl er es genauso wenig tut, als wenn sie nicht mehr gegessen hätte. Es ist schlicht und ergreifend ihre Einbildung. Und die hat sie so fest im Griff, dass es manchmal weh tut.

Sie will sich aufrichten und spürt, wie ihre Muskeln zu zittern beginnen. Etwas schwindelig ist ihr auch, doch das ist normal. In letzter Zeit passierte es jedoch recht oft, dass sie in Ohnmacht fällt. Ihre Mutter und ihre Freunde machen sich deswegen große Sorgen: Du bist so dünn, wieso isst du denn nichts? Ja, ja, was essen. Damit sie genau so fett aussieht wie sie... Auf keinen Fall. Sie will nie wieder dort hin... Nie wieder. Sie weiß nicht, dass die Freunde und Familie Recht haben. Sie sehen sie nämlich, wie sie wirklich ist. Sie sehen, wie schwach sie ist und sie sehen auch jeden einzelnen Knochen. Sie wirkt so zerbrechlich. Und das ist sie auch. Nur sie sieht sich nicht so, wie sie ist. Sie hat ein verzerrtes Bild von sich selbst. Als sie am Bettrand sitzt, merkt sie, wie sich Schweißperlen an ihrer Stirn bilden. Sie entscheidet sich dazu, vielleicht doch mal einen Kaffee zu trinken. Der würde sie wach machen und etwas kräftigen. Aber ohne Milch und Zucker! Sie steht auf und muss sich auf dem Weg zur Kaffeemaschine an einem Stuhl abstützen.

Sie drückt auf den Knopf und Maschine beginnt zu arbeiten. Bis der Kaffee fertig ist, geht sie zum Spiegel. Sie zieht sich bis auf die Unterwäsche aus und begutachtete sich kritisch. Ist nicht doch das ein oder andere Fettpölsterchen dazu gekommen? Sie ist sich fast sicher, dass ihr Po dicker wirkt. Ihre Mutter hat ihr gestern ein paar Muffins vorbei gebracht. Sie hatte doch nur einmal abgebissen. Wie konnte sich durch einen Bissen nur so viel fett ansammeln? Sie läuft ins Bad und steckt sich den Finger in den Hals. Eigentlich hat sie das noch nie gemacht, aber dieses Mal muss sie es tun... Wie konnte sie sich nur überreden lassen? Es ist eine Tragödie. Sie schafft es nicht einmal, sich zu übergeben. Sie hasst ihre Mutter dafür, dass sie ihr diese Leckereien ins Haus gebracht hatte. Sie beginnt wieder zu schwitzen. Und schwindelig wird es ihr auch. Sie muss sich kurz auf den Boden legen. Wie hatte das alles überhaupt begonnen? Sie weiß nur, dass ein Junge sie damals in der Schule mal fette Sau genannt hatte. Das hatte wohl einen Schalter bei ihr umgelegt. Seitdem ist nichts wie zuvor. Obwohl sie nie dick gewesen ist, redet sie sich genau das Tag für Tag ein. Und alles, was sie im Fernsehen sieht, beeinflusst sie. All die überschlanken Models. Soll man da wirklich glauben, dass es OK ist, eine normale Figur zu haben?

Sie schaut an die Decke und fragt sich, wie das weitergehen soll. Sie will etwas ändern. Vielleicht sollte sie doch auf ihre Mutter hören und einfach mal normal essen. Vielleicht wäre ihr dann auch nicht mehr so schwindelig... Sie will sich aufrichten. Sie hält sich mit beiden Händen an der Kloschüssel fest. Ihre Arme zittern so stark, dass sie sich kaum halten kann. Plötzlich hört sie einen lauten Schlag von draußen. Sie erschreckt so heftig, dass sie einen stechenden Schmerz in der Herzgegend spürt. Sie sackt zusammen und bleibt reglos vor der Kloschüssel liegen. Ihr Herz ist bereits zu schwach. Ihr Herz hört nun zu schlagen auf.

GEFANGEN

Sie weiß nicht, wie spät es ist, als sie das Fenster öffnet. Im Grunde ist es ihr auch vollkommen egal. Sie hat im Moment nur ein einziges Ziel. Um dieses Ziel zu erreichen braucht sie keine Uhrzeit. Ihr ganzes Leben lang hatte sie sich nach Zeiten richten müssen, morgens um sechs Frühstück vorbereiten. Mittags um zwölf musste das Essen auf dem Tisch stehen und um sechs Uhr Abends. Er hatte ihr immer Vorschriften gemacht, soweit sie zurück denken kann. Immer hatte er alles vorgeschrieben, sogar wann sie putzen sollte. Im Grunde hatte sie schon im Alter von vierzig Jahren zu denken aufgehört. Er hatte sowieso immer etwas an ihrem Handeln zu meckern gehabt. Nie konnte sie es ihm recht machen. Immer hatte sie sich wie ein Nichts gefühlt. Im Grunde wusste sie auch, dass sie ein Nichts war. Jetzt zumindest. Früher war sie mal eine junge, hübsche, belesene Frau gewesen. Sie hatte viel gelacht, war beliebt bei allen Menschen, die sie kannten. Doch ihr Leben veränderte sich mit dem Tag, an dem sie ihren Mann heiratete. Zuerst war alles noch schön. Sie waren glücklich gewesen. Doch irgendwann spielte sich der Alltag ein. Ein trostloser, trister Alltag. Selbst an einem sonnigen Tag erschien ihr das Leben grau, beinahe schwarz. Sie gingen fast nicht mehr aus, da er Probleme mit seiner Hüfte hatte und nicht lange stehen konnte. Hin und wieder fuhren sie ein wenig mit dem Auto spazieren. Sie fühlte sich mehr und mehr wie eine Gefangene. Nicht nur von ihm, sondern auch eine Gefangene ihrer selbst.

Sie wusste genau, dass sie ihr Leben wieder ins Positive verändern hätte verändern können, wenn sie ihn verlassen würde. Doch etwas hielt sie zurück. Sie war ihm doch andererseits so dankbar. Er sorgte sich immer so gut um ihr finanzielles Wohl. Es war besser mit ihm zu leben, als ganz allein. Sie wusste gar nicht mehr, ob sie überhaupt noch fähig war, andere soziale Kontakte aufzubauen.

So fristete sie ihr Dasein. Tag ein Tag aus das Selbe tun, Aufstehen, Kaffee kochen, Frühstück, Fernsehen, Mittagessen, Fernsehen, Abendessen, Fernsehen. Man könnte fast sagen, dass der Fernseher ihr ein besserer Lebensgefährte war, als ihr Mann. Er brachte sie immerhin zum Lachen. Wenn auch nur hin und wieder, denn zum Lachen war ihr eigentlich nie zumute. Das Weinen unterdrückte sie. Was brachte es ihr, für sich zu weinen. Und wenn er sie weinen sah, lachte er sie nur aus. Früher hatte er sie in den Arm genommen, gestreichelt, getröstet.

Die Jahre vergingen. Da sie nie etwas Neues kennen lernte, kamen ihr diese Jahre mehr und mehr wie Tage vor. Und irgendwann war ihr das gleichgültig. Sie war zwar am Leben, aber eigentlich fühlte sie sich tot. Komplett vom täglichen "Nichtstun" leer gesaugt. Sie begann mehr und mehr zu einem Roboter zu mutieren. Tat nur das, was er ihr auftrug. Nie etwas anderes. Nie etwas für sich. Bis zur heutigen Nacht.

Sie hatte sich eigentlich nicht wirklich einen Plan zu Recht gelegt. Weil sie ja eigentlich auch nicht mehr dachte. Sie wurde nachts einfach wach, da sie auf die Toilette musste. Sie stand auf und drehte sich zum Bett. Es war zwar dunkel, aber das Mondlicht, das ins Fenster fiel, leuchtete ziemlich hell. Sie konnte ihren Gatten gut sehen. Er schlief. Er sah friedlich aus. Ganz anders, als wenn er wach war. Ganz anders, als er war, wenn er lebte. Plötzlich wünschte sie sich etwas. Wie schön wäre es, diesen friedlichen Moment einzufangen, wie auf einem Foto. Sie drehte sich um. Sie ging zur Toilette. Auf dem Weg kam sie an der Küche vorbei. Sie blieb kurz stehen und hielt inne, schüttelte sacht den Kopf und sagte leise: Erstmal Pipi machen. Sie hatte schon so oft mit sich selbst gesprochen. Sonst sprach ja niemand mit ihr, abgesehen von ihm. Doch auf die Art von Gesprächen konnte sie gut und gerne verzichten.

Als sie fertig war, ging sie wieder in die Küche. Sie öffnete leise die Tür. Ganz langsam. Sie ging auf Zehenspitzen zum Schrank und

öffnete die oberste Schublade. Ganz leise. Sie nahm das große Küchenmesser. Ganz leise. Sie schloss die Schublade. Ganz leise. Genau so sie leise, wie sie sie zuvor geöffnet hatte. Sie ging wieder ins Schlafzimmer. Sie blickte zum Bett. Der Platz ihres Mannes war leer. Sie erschrak, als sie seine Stimme von der anderen Seite des Zimmers hörte. Er stand am Fenster. Sie traute sich kaum zu ihm zu blicken, musste es aber tun. Als sie ihn sah, musste sie lächeln. Er stand mit dem Rücken zu ihr, der Blick nach draußen gerichtet. Er sagte: Siehst du unsere Nachbarn? Die ficken wieder. Wie gerne würde ich wieder mal so richtig Eine ficken. Aber nicht dich. Du widerst mich an! Sie ging leise ein paar Schritte zurück, um Anlauf zu nehmen. Dann rannte sie los, sprang auf seinen Rücken und schnitt ihm von hinten die Kehle durch. Sie war überrascht gewesen, wie einfach es war. Das Messer war scharf und glitt durch seinen Hals wie durch ein Stück Butter.

Dafür habe ich jetzt dich gefickt du Wichser!, sagte sie.

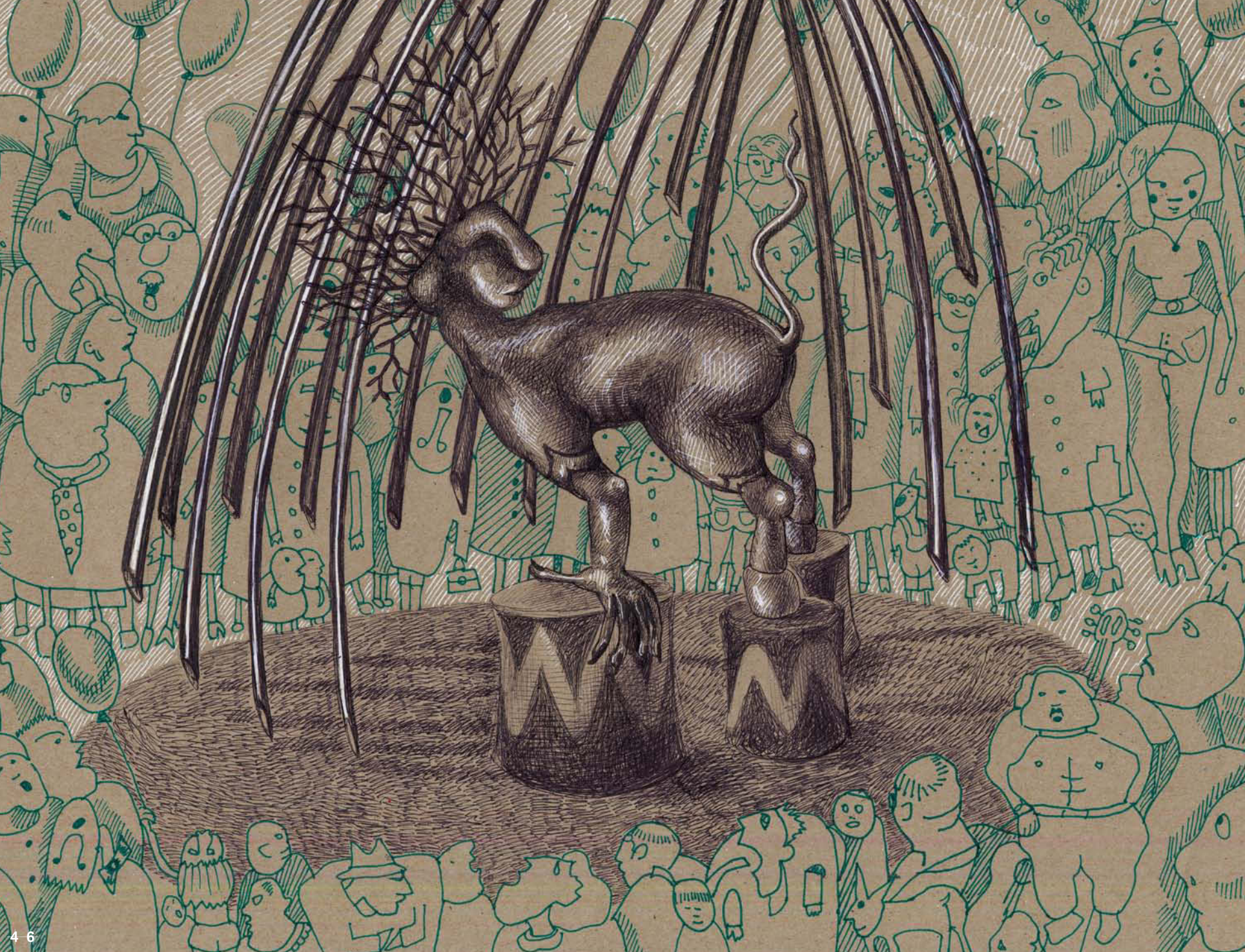
Er sackte zusammen wie ein Haufen Schrott den man von einem Laster runter wirft. Genau das war er. Nichts als Schrott. Toter Schrott. Es begann draußen zu dämmern. Sie ließ ihn einfach so liegen, während sie duschte. Das warme Wasser tat ihrer Haut gut. Sie wusch alles ab, den Dreck, den Schweiß, das Blut. Dann begann sie sich anzuziehen. Sie suchte nur schwarze Kleidung aus. Eigentlich unbewusst, denn sie war nicht traurig wegen ihm. Sie hatte bloß nur Kleidung in tristen Farben im Schrank.

Nachdem sie sich angezogen hatte, ging sie in die Küche. Sie kochte Kaffee. Der Kaffee bahnte sich den Weg durch die Maschine. Sie dachte nach. Sie hatte eigentlich nun ihr Ziel erreicht, wusste aber auch, dass sie so nun eh nicht weiter machen konnte. Für wen auch? Für sich selbst? Sie wusste ja nicht mal mehr, wer sie überhaupt war. Das Sinnvollste war nun aus ihrer Sicht, sich aus dem Fenster zu stürzen. Sie war ja ohnehin ein Roboter geworden. Also würde das auch nicht wehtun. Und sie würde niemandem Fehlen.

Als der Kaffee fertig war, nahm sie eine Tasse und goss die brühend heiße Flüssigkeit hinein. Dann ging sie zurück ins Schlafzimmer. Sie stellte sich neben ihren Mann und goss den Kaffee auf in herab: Hier dein Kaffee, Schatz, singsangte sie.

Nun steht sie da am Fenster. Sie öffnet es. Sie steigt sofort aufs Fensterbrett. Draußen ist es kühl. Eine Brise verweht ihr Haar. Etwas Staub fliegt ihr ins Auge. Das Auge beginnt zu tränen. Sie blickt nach unten. Die Straße ist relativ befahren. Das ist ihr ziemlich egal. Plötzlich schreit jemand von der anderen Seite zu ihr herüber: Niiiiicht spriiingen! Sie blickt zu ihm auf und schüttelt den Kopf. Das war so ein Fettwanst. Der sah komplett verwahrlost aus. So Einer würde ihr erst recht nicht sagen können, was sie zu tun hätte. Versager, flüstert sie, lässt das Fenster los und fällt. Noch denkt sie: Schön fühlt es sich an, so frei zu sein...





~~ZIRKUS~~

ES hat sich verdrängt. ES saß in der grünen Ecke mit langen Gabeln, die an der Decke gekratzt haben. Dort wurde es IHM kalt, dann warm, dann hat ES sich umgedreht. SEINE Nase passte genau in die Ecke. ES fühlte sich gemütlich, so wie in dem eigenen Kopf. Weit weg, sehr nah, und Mitten im neurotischen Impuls. Pistolenschuss. Deckensaft tropft auf die Stirn von ES. ES leckt sein Köpfchen. ES verkriecht sich in die Tiefe des Schädels. Einsamkeit. Die Decke tropft im Dreivierteltakt. Musik, denkt ES. ES übt zu lachen, obwohl es IHN schmerzt.

Plötzlich wird es still. Musik hört auf. Die Gabeln werden länger. Der Käfig für außergewöhnliche Zirkustiere wird immer kleiner. ES zieht sich aus. ES wirft sein Kleid für lachinspirierende Auftritte auf die lang gewordenen Käfiggabeln. Es gibt keine Decke mehr. Sie verschwindet im Atemzug. Sie bricht in die Atmosphäre auf. ES schämt sich plötzlich nicht mehr. ES zieht aus dem Ohr den Schlüsselbund und springt in das Schlossloch.

Das Publikum versucht das aus der Reihe tanzende Tier mit Tüten zu fangen. Doch ES verschwindet. ES löst sich in robusten Musiktönen auf. Die Tüteninhaber agieren weiter. Der Käfig bleibt leer. Sie lachten seit Wochen nicht mehr. Sie werden zu kleinen, ausgelachten ESSEN, die sich in grünen Ecken verdrängen.

~~socken~~

Sie ist dauerhaft auf der Suche nach einem Neuen. Sie steht vorm Spiegel und bereitet sich für einen tollen Abend in der Russendisco vor. Sie zupft ihre mit Kalaschnikow bewaffneten Augenbrauen ganz weg. Danach malt sie sich die Augenbrauen wieder neu auf die Stirn und bestreut sie mit Glitzer. Sie wählt sieben schönste Farben und schminkt sich dezent. Ihre Lippen sollen heute ganz besonderes sein, denkt sie. Sie bringt die silberne Farbe auf die dünnen Sprechblasen dickflüssig auf. Sie malt die korrekt rasierten Beine mit ihrem Lieblingsmuster an. Sie sucht im Schrank das blaue Kleid mit Blümchen aus. Es dauert nicht so lange, dann ist sie fertig. Es wird dunkel. Heute findet sie den Richtigen, denkt sie. Sie posiert vorm Spiegel. Alles ist perfekt. Jede Falte liegt am richtigen Ort und wird mit Frischhaltefolie sorgfältig verdeckt. Sie lächelt sich an und trainiert die Aussprache. Ungeplant bemerkt sie ihre flachen Brüste zwischen den Händen. Sie versteht, dass sie schnellst möglich irgendwas unternehmen muss. Socken, denkt sie, sie werden helfen. Sie nimmt vier rote Socken aus der Kommode und stopft sie in den BH rein. Endlich ist sie mit sich selbst zufrieden. Sie springt in die Stöckelschuhe, wickelt einen Schal über den Giraffenhals und eilt aus dem Haus. Unterwegs packt sie sich Kopfhörer in die Ohren und schaltet den Empegdreiplayer an. Der Song bringt sie in Stimmung. Dort verliebt sich eine Suchende in den Rhythmus und bewegt sich im Takt. Sie schließt ihre Augen und stellt sich den Zukünftigen vor. Sie bewegt sich schneller und schneller. Bei dem dritten „Uhhhaa“ öffnet sie die Augen. Alle öffnen die Augen. Es regnet. Es regnet im Club. Gelb, rot, grün, blau. Socken fallen runter, nicht nur ihre, sondern auch Socken aller Damen im Club. Ein Sockenregen, konstatieren die Clubbesucher. Brustlose Frauen nippen an ihren Cocktails im Kreis. Niemand geht heute leer aus, auch sie nicht.





~~FAMILIE ASAN KOCHT IHR ESSEN~~

Erster Schritt. Zweiter Schritt. Es regnet wohl. Das sehe ich aus dem Fenster. Mein grüner Regenschirm kommt mit. Die Treppen runter. Dritter Schritt, vierter Schritt. Es riecht nach Fleisch. Fünfter Schritt, wahrscheinlich kocht die Familie Asan ihr Mittagessen. Sechster Schritt. Ich grüße dich, den ersten Tag des Winters.

Aus der Tür raus. Siebter Schritt. Nass. Nieselregen. Einatmen, ausatmen. Schritte spiegeln sich in jedem Blutrassen durch die Venen. Frische geht durch den Körper. Die letzte Fliege liegt am Boden, von dem Absatz der schwarzen Blondine zerstört. Grauer Asphalt akzeptiert mich. Das letzte gelbe Blatt vom gegenüberstehenden Baum kommt mir entgegen. Es spielt mit meinen Haaren, dann fällt es runter. Tropfen, einer nach dem anderen, zerstört die Arbeit meiner Frisöse. Ich öffne meinen grünen Freund. Plötzlich wird es frisch. Ich bin. Ich atme. Achter Schritt. Noch da, aber bald nicht mehr, bald bin ich unter einem anderen Namen zu entdecken.

Psst, leise sprechen Fenster zu dir, was bist du, was willst du, warum gibt es dich. Taxifahrer schaut dir tief in die Augen. Er versteht dich, er hat das schon erlebt.

Ich gehe mir einer Tasche kaufen, einer grünen. Die macht mich glücklich und befriedigt den Sonntagswunsch. Sonst noch welche? Oh ja, einen Kohl und viele Mandarinen. Ich bin glücklich. Neunter Schritt. Verabschieden. Packen. Oder umgekehrt. Was nehme ich denn in dieses neue Leben mit?

Die Vergangenheit passt nicht in den Koffer und die Freiheit ist zu groß. Mentalität, die kann mir keiner entnehmen. Aber ich muss auch sie abgeben, verkaufen, entleeren. Neu füllen. Mit neuem Lächeln, mit Verantwortungen. Das Erbe ist eingepackt. Ich bin fertig Mama, verkaufe mich. Trau dich. Ich bin bereit verpflanzt zu werden. Ich denke nicht mehr. Zehnter Schritt. Wasser. Immer noch Winter. Elfter Schritt. Ich heirate nun. Und weg bin ich. Familie Asan kocht ihr Essen weiter.

Heiße Tropfen aus der neuen Designerdusche fallen in ihr Gesicht. Sie wäscht sich ab. Dann rasiert sie sich. Überall, sehr gründlich. Alle Kleider lässt sie zu Hause. Sie braucht keine mehr. Sie schließt ihre abgesicherte Tür ab und läuft zu letzten Mal durch den dunklen Eingangsbereich. Es ist ihr kalt. Sie ist aber froh. Sie fühlt wenigstens was.

Sie nimmt den Bus Einhundertneun. Sie setzt sich auf den freien Platz neben dem verkrüppelten Gehörlosen. Heute hat sie den Empegdreiplayer zu Hause gelassen. Heute will sie hören, was die Welt flüstert. Graue Gebäude verschwinden in den frostigen Fenstern. Die Menschenameisen rennen zur Arbeit. Sie schütten ihren Coffeetogo auf die weißen Hemden. Der Bus hält an. Ihre Haltestelle. Sie steigt aus. Mit sicheren Schritten geht sie Richtung Fleischfabrik.

„Lassen sie ihre Sachen hier am Eingang, oder am besten, werfen sie die in diese rote Kiste“, sagt der Portier. Sie tut es. Nackt durchquert sie den Sicherheitstrakt. Sie freut sich. Sie denkt daran, als sie noch ein kleines Mädchen war. Sie wurde gut erzogen und bekam immer das beste Essen. Da wünschte sie sich, irgendwas für ihr Land zu tun. Hier muss sie gerade eine Menge Papiere unterschreiben. Das findet sie gut. Endlich scheint sie für die Gesellschaft von Nutzen zu sein.

„Wollen Sie sich selbst töten, oder wollen Sie, dass wir ihnen helfen?“, fragen die Experten?

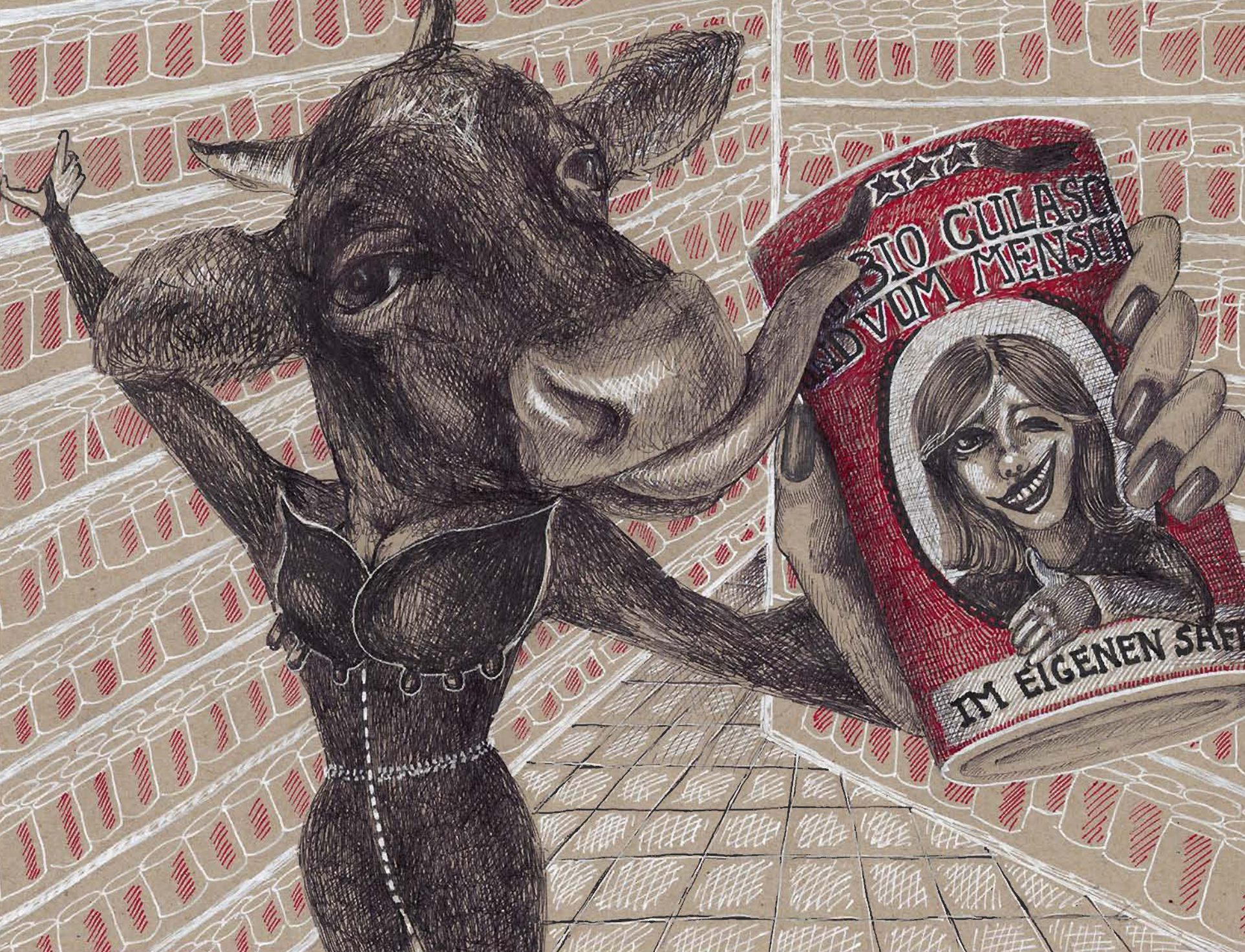
„Wie stand es im Vertrag?“, fragt sie.

„Es steht Ihnen frei“, antworten die Experten.

Nun leckt sie an der Diode. So verabschiedet sie sich von der Welt. Es ist so leicht, sich nicht mehr von zu fürchten.

Weh ist sie. Es gibt sie nicht mehr. Sie liegt auf dem Metzgertisch und wird präpariert.

Schon am nächsten Tag kann man sie in den Geschäften als Biofleisch aus der eigenen Menschenzüchtung in den Dosen kaufen.



BIO GULASCH
VOM MENSCH

IM EIGENEN SAFT



Seide

Die Sonne kam schon hoch und die Raupen gingen an das Fresswerk. Sie fraßen frisch gesammelte Maulbeerbaumblätter, die die Arbeiterinnen in den Gärten der florentinischen Provinz gesammelt hatten. Mit jedem Biss wurden die Raupen dicker und schläfriger.

Er war schon länger als fünfzehn Jahre der Besitzer einer Seidenweberei, die bereits seit Generationen seiner Familie gehörte. Es machte ihm immer wieder ein Spaß, die schönen Raupen beim Vermehren und Sterben zu beobachten. Das Laufwerk des Lebens wiederholte sich alle vierundzwanzig Tage. Die alten Raupen verpuppten sich mit über hunderttausend Metern Seidensubstanz. Damit grenzten sie sich von der sonnigen Welt ab, um in Ruhe das Lebensende zu genießen.

Am frühen Morgen bekam der Webereibesitzer einen wichtigen Auftrag. Er sollte Hunderttausend Meter Seide in höchster Qualität in einem Monat liefern, obwohl er dafür üblicherweise mindestens ein halbes Jahr brauchte. Die Raupen konnten sich nicht so schnell vermehren. Vor allem konnten sie den natürlichen Verpuppungsprozess nicht beschleunigen. Bis die Seide hergestellt werden konnte und die Weberinnen daraus den Stoff gewebt haben, würde es ewig dauern, dachte er. Es wurde ihm klar, dass er den Auftrag nicht schafft.

Der Tag ging. Dem Webereibesitzer schwindelte es von dem Gedanken, dass sein Lebenswerk zu Ende ging. Die Herstellung der teuersten und edelsten Seide war seit Jahrhunderten seine Familientradition. Das Haus war in der ganzen Welt sehr bekannt. Sollte die Weberei einen einzigen, wichtigen Auftrag nicht erledigen können, würde auf sie schlechter Ruf fallen. Sie würde sich nie davon erholen.

Der Webereibesitzer schlief eine Nacht drüber. Am nächsten Tag ging er in den Wald, wo die Maulbeerbäume wuchsen. Er sammelte den ganzen Tag frische Maulbeerbaumblätter und packte sie in Behälter. Als er fertig war, wurde es wieder dunkel. Der Mann trug vorsichtig die Behälter mit den Blättern in das Zimmer, wo die Raupen gefuttern werden. Diese Blätter waren aber nicht für die Raupen bestimmt. Der Webereibesitzer stand im Raupenzimmer und zog sich sehr schnell aus. Er legte die Blätter auf den Boden und bereitete daraus ein grünes, gemütliches Bett. Als er fertig wurde, begann er sie zu fressen. Er steckte in den Mund ein Blatt nach dem Anderen. Er wurde immer satter und schläfriger. Er verspeiste alle Blätter und bewegte sich nun ganz langsam. Jetzt schlich aus seinem Mund die Seidensubstanz, woraus der Mann um seinen Körper den Kokon webte. Als er hinter unzähligen Metern des Spinnfadens nicht mehr zu sehen war, schlief er für immer ein.

Seitdem sind mehrere Tage vergangen. Ein ungewöhnlich großer Kokon wurde entdeckt. Leider war es zu spät. Der grün verschimmelte Kokon lag auf dem Boden und sammelte grausame Blicke der Frauen, die den Raum betraten.

Still lag das spärlich erleuchtete Gebäude. Es war noch nicht sehr spät, halb neun vielleicht. Trotzdem war noch keine Menschenseele da. Das Pförtnerbüro war unbesetzt und auch an der Rezeption wies nur der eingeschaltete Computer darauf hin, dass dort wohl noch jemand sein musste. Die Besucherin ging durch die in ein kränkliches grün-gelbes Licht getauchte Eingangshalle und wartete vor dem Tresen mit der Aufschrift „Anmeldung“. Dort sah sie sich um. Es war immer noch niemand zu sehen. „Hallo“, rief sie in die Stille. Keine Antwort.

„Ich hatte einen Termin und...“

Es öffnete sich eine Tür hinter dem Tresen, die der Besucherin vorher nicht aufgefallen war. In dem Türspalt erschien eine Frau. Der Kombination aus blauem Hemd und Hose, sowie den Ringen unter ihren Augen nach zu urteilen, musste sie wohl eine Krankenschwester sein. Sie hatte schwarze, zu einem etwas unordentlichen Dutt gebundene Haare. „Hallo“, sagte die Besucherin erneut. Die Antwort war ein leicht abwesender Blick aus glasigen Augen. Dann veränderte sich etwas. Sie schien zu verstehen. „Ach,“ begann die Schwester.

„Wir hatten telefoniert. Sie müssen Frau...“, sie blätterte in ein paar auf dem Tisch liegenden Zetteln. „Ah! Dreissler sein, richtig?“

Die Besucherin war fast ein bisschen überrascht. „Ja. Genau.“ sagte sie und hatte das Gefühl, dass ihr eigener Name nicht richtig passte, wie ein zu heiß gewaschener Pullover.

„Doktor Dreissler, Entschuldigung.“ setzte die Schwester hinzu.

„Kein Problem, ich lege nicht besonders viel Wert auf so etwas“

„Dann sind Sie hier wegen Herrn Eichinger, oder irre ich mich?“

„Das stimmt“, antwortete Dr. Dreissler.

Etwas schien in der Schwester vorzugehen. „Und Sie sind sich sicher, dass Sie mit ihm sprechen wollen?“, sagte sie forsch.

„Ich meine, ich weiß zufällig, wie Sie zu ihm stehen, daher...“

„Ich bin sicher!“, unterbrach sie die Besucherin. Die Schwester verstummte. „Ich bin Psychologin. Und durchaus in der Lage so etwas professionell anzugehen.“ Die Pflegerin musterte sie mit einer Mischung aus Besorgnis und Bewunderung. Dr. Dreissler sah mädchenhaft und viel zu jung aus, um schon einen Dokortitel zu tragen. Sie war erst zweiunddreißig, hatte aber schon einige Jahre Berufserfahrung hinter sich. Die Schwester hatte sich inzwischen wieder gefasst.

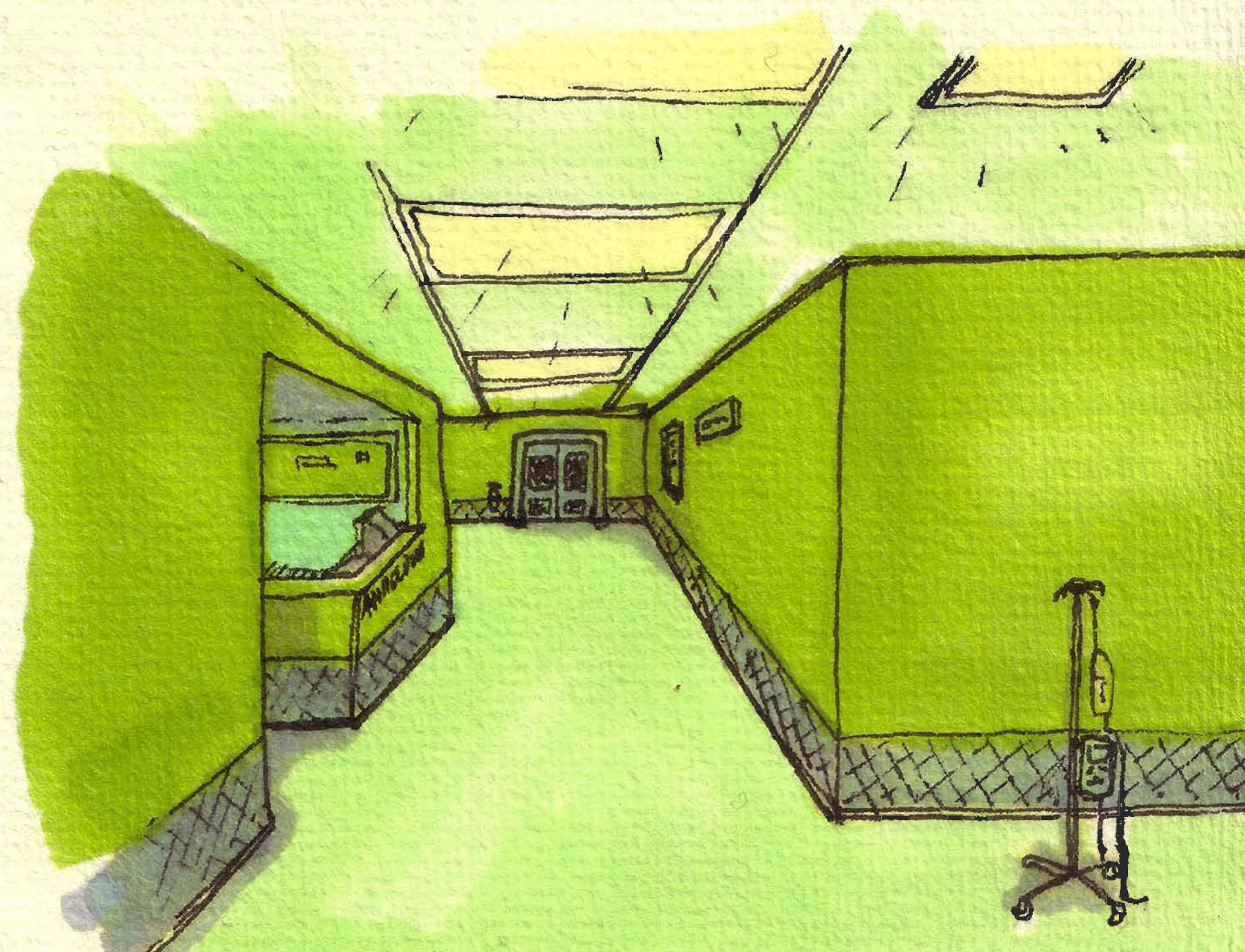
„Gut,“ sagte sie. „Dann folgen sie mir, bitte.“

Sie klemmte sich eine Mappe unter den Arm und ging einen nahe gelegenen Gang hinunter. Sie rief der Besucherin zu:

„Ich muss Sie auffordern, gleich allesabzugeben, was Sie dabei haben. Stift und Papier dürfen sie mit hineinnehmen.“

Die beiden Frauen kamen an einer Reihe von Spinden. In einen davon legte die Psychologin ihre Sachen. „Den Kittel bitte auch“, fügte die Pflegerin hinzu, auf deren Namensschild „Marianne Förster“ zu lesen war. „Danke, dann hier entlang bitte.“

Frau Förster sperrte eine Tür mit vom Drahtgitter verstärkter Glasscheibe auf. Sie ließ sich nur mit Key-Card und Schlüssel öffnen. „Sicherheitsverwahrung“ stand auf der Tür. Schweigend gingen die Frauen den nächsten Gang mit stählernen Türen und kränklicher





Beleuchtung entlang. Die Türen waren bestimmt alle auf dieselbe Weise, wie die vorherige abgesperrt. Dreistellige Nummern standen drauf: einhunderteins, einhundertzwei, einhundertdrei... Dr. Dreissler zählte im Kopf mit. Sie wurde unruhig, weil sie das Gefühl hatte, ihr ganzes Leben wäre ein Tunnel, der zu diesem Tag führte. Die Frauen bogen um eine Ecke. Am Ende des Ganges war ein vergittertes Fenster zu sehen, dass die Nacht in schmale, schwarze Rechtecke teilte.

„Einhundertacht, da sind wir“, sagte die Schwester. „Aber ich muss Sie vorbereiten. Es kann sehr verwirrend mit ihm sein.“

„Danke. Ich kenne seine Akte, Frau Förster.“

Die Pflegerin war irritiert: „Woher... ah, das Namensschild, natürlich! Wenn wir drin sind,“ fuhr sie fort „halten Sie bitte zwei Meter Abstand. Er ist zwar fixiert, weil die Vorschriften so sind, dennoch.“ Die Pflegerin sah kurz durch ein schmales Sichtfenster, dann schloss sie die Tür auf.

Das Zimmer war karg möbliert. Ein vergittertes Bett, ein leerer Tisch, ein Infusionsständer, ein Stuhl, auf dem ein mit Lederriemen an Händen und Füßen gefesselter Mann saß. Sein Kopf war kahl, nur an den Seiten waren kurze Stoppeln zu sehen. Der Mann trug eine Trainingshose und ein T-Shirt. Seine Füße steckten in weißen Tennissocken.

„Herr Eichinger, Sie haben Besuch“, sagte die Schwester.

„Ah, hallo Frau Förster, bitte treten Sie doch ein“, erwiderte der Mann wie jemand, der zuhause gute Bekannte empfängt.

„Ich fürchte, dass ich Ihnen gar nichts anbieten kann.“

Dr. Dreissler stand immer noch unbemerkt im Türrahmen. Ihr Magen war zu einem Knäuel verkrampft und sie konnte kaum atmen. Sie versuchte mit aller macht, ihre Fassung wieder zu erlangen.

„Das macht doch nichts, Herr Eichinger“ hörte die Ärztin Frau Förster antworten. „Aber wie gesagt, Sie haben Besuch.“

Eine Psychologin würde sich gerne mit Ihnen unterhalten.“ „Doktor Dreissler“, rief sie Richtung Tür. „Sie können ruhig hereinkommen.“

Die Ärztin trat ein. „Hallo Herr Eichinger“, sagte sie trocken.

Der Mann sah sie an. Etwas blitzte in seinen Augen auf. „Guten Abend“, sagte er weiterhin freundlich.

„Entschuldigen Sie meinen Aufzug, aber bei unerwartetem Besuch zu so später Stunde..

.

HEISSE TAGE

Es war verdammt heiß in der kleinen Stadt. Für mich war das nicht außergewöhnlich, zumal ich hier in Griechenland war, dem Land mit dem mediterranen Klima. Diesmal schien aber die Hitze größer. Die Menschen auf den schmalen Wegen waren sichtlich erschöpft. Eine Frau mit Kind auf dem Arm brüllte laut auf der Straße: „Wir brennen, es ist so heiß. Wir brennen.“ Ein Herr schrie der Frau vom Balkon über ihr entgegen: „Halt deinen Mund, andere müssen arbeiten!“

Im selben Augenblick tauchte vor mir ein Junge von circa vierzehn Jahren. Die brüllende Frau und der schreiende Mann auf dem Balkon lenkten meine Aufmerksamkeit so sehr ab, dass ich den Jungen nicht kommen gesehen hatte. Er trug ein rotes, auffälliges Polohemd, stellte sich vor mir und betrachtete mich mit leeren Augen. Mir schauderte es, ihn zurück anzusehen. Ich konnte sein Gesicht nicht klar erkennen, aber sein Blick irritierte mich bis ins innere Mark. Ich ging zum Kiosk. Dabei merkte ich, dass der Junge seine Augen unentwegt auf mich richtete. Er starrte mich ununterbrochen an.

Ich musste mich beruhigen. Ich brauchte irgendetwas, das meine Gedanken an den Jungen ablenkte. In meinem Stammlokal setzte ich mich zu Linos, den ich hier immer traf. „Hast du Lust heute Abend in das abgebrannte Restaurant in Karolou zu gehen?“, fragte er mich. Ich antwortete: „Klar, warum nicht? Ich nehme meine Kamera mit, dann können wir ein paar Gruselbilder machen, wird bestimmt lustig. Keine Toten und ein Schaden von Zwanzigtausend Euro. Brandstiftung soll die Ursache des Feuers gewesen sein.“

Auf den Weg nach Hause traf ich wieder diesen kleinen Jungen im roten Polohemd. Er schaut mich an, blieb eine Weile stehen und verschwand. Trotz der Hitze bekam ich Gänsehaut.

Um Mitternacht traf ich Linos in Karolou. Mit zwei Taschenlampen und einer Fotokamera betraten wir das abgefackelte Restaurant. Der ganze Schutt und die verbrannten Tapeten waren noch da. Die Küche, der Speiseraum, das Treppengeländer, all das wirkte wie die letzten Relikte eines ungeklärten Brandes. Wir fotografierten die ganze Zeit, ein schaurigeres Bild nach dem anderen. Dann gingen wir in einen Raum, der sich hinter der Küche befand. Ich begann richtig vor Angst zu zittern, als Linos Schritte eine Kettenreaktion von lauten Geräuschen auslösten. Die einsame Stille wurde unterbrochen. Unsere Körper blieben starr, regungslos, holzern. Plötzlich sah ich eine schwarze Silhouette vor mir. Es war der kleine Junge in dem roten Polohemd vom Vormittag. Er rührte sich nicht, hielt ein Feuerzeug in der Hand und zündete das Feuerzeug immer wieder an. Klick, klack, klick, klack. Dann ging er langsam auf zu uns zu. Paralysiert konnte ich keinen Schritt weggehen. Mein ganzer Körper war lahm gelegt. Das letzte, was ich sah, war das Brennen. Das Brennen unserer Körper.





~~SIE WUSSTE ZU VIEL~~

Eines Morgens Stand Amelia Auf
Sie Wusste Nicht Genau
Wo Sie War
Es War Nicht Ihre Wohnung
Auch Nicht Ihr Bett
Nicht Einmal Ihre Kleidung
Trug Sie
Stattdessen War Ihr Mund
Zugebunden Und
Ein Überaus Enges Kleidungsstück
Das Sie Unbeweglich Machte
Sie Hatte Wohl An
Eine Zwangsjacke Für
Gestörte Kreaturen
Wahnsinnige Geschöpfe
Verrückte Individuen
Verstellte Subjekte
Tollwütige Frauen

Amelia War Panisch
Sie Hatte Angst
Sie War Nicht Gestört

Normalerweise Liegt Sie
In Ihrem Bett
Nachdem Sie Aufgewacht Ist
Sie Streckt Sie
Sie Schaut Aus Ihrem Zimmer
Sie Beobachtet Ihre Lieben Nachbarn
Jeden Morgen Beim Aufstehen
Jeden Abend Beim Schlafen Gehen
Jede Nacht Beim Sex Machen

Alle Wussten Bescheid
Dass Amelia Gerne Leute Hat
Ihr Neuer Nachbar Blieb Nicht Verschont
Sie Erwischte Ihn
Mit Einem Ziemlich Jungen Kerl
Ein Anderes Mal
Sah Sie Die Tochter Des Nachbarn
Wie Sie Einer Katze
Feuerwerkskörper Fest Gebunden Hat
Amelia Amüsierte Sich
An Diesen Momenten
Doch Diesmal Kam Es Nicht Dazu

Ihr Kleines Dunkles Zimmer
Indem Sie Aufwachte
War Alles Andere
Als Gemütlich Und Vertraut
Sie Schaute Sich Um
Neben Ihr Lag
Ein Schwarzes Objekt
Darum Kreisten Schaben herum
Darum Schwirrten Fliegen Umher

Amelia War Entsetzt
Ihr Kleines Zimmer Hatte Sie
Sich Zu Teilen Mit
Einer Toten Ratte

Amelia Vernahm Schritte
Hinter der Massiven Tür
Diese Schritte Wurden Stetig
Näher Und Näher Und Näher

Unter dem Türschlitz Sah
Amelia Einen Schatten
Ein Leichter Nebelschleier

Bahnte Sich Seinen Weg Ins Zimmer
Es Klopfte An Der Tür
Amelia Zuckte Nach Hinten
Sie Ließ Keinen Ton Verlauten
Alles Im Raum Hielt Inne
Sogar die Fliegen Beherrschten
Den Klang Der Stille
Amelia Sagte Nichts
Sie Spitzte Ihre Ohren Zur Tür
Nochmals Ein Klopfen
Dann Hörte Amelia Einen
Leiser Satz Der Ihre
Nachfolgende Gedanken Beherrschte
Du Kannst Gleich Zuschauen...

Dann Entfernten Sich Die
Schritte Wieder Von Tür
Sie Ließen Die Vor Schrecken
Geplagte Frau Alleine
Es Wurde Still

Was Habe Ich Nur Getan
Dass Ich Hier Gelandet Bin
Ich Muss Diese Jacke Los
Werden Und Abhauen
Dachte Amelia

Es Klopfte Wieder An Der Tür
Der Henkel Löste Seinen Festen
Griff Vom Riegel
Jemand Trat Herein
Kam Zum Vorschein
Eine Große Kräftige Person
Mit Kleinen Kahlem Kopf
Mit Einer Viel Zu Engen Weste
Sie Reckte Ihre Hände Nach

Amelia Die Nun Sie Erkannte
Es War Der Nachbar
Den Sie Mit Einem Mann
Vor Kurzem Gesehen Hatte
Amelia Wehrte Sich
Amelia Fiel Zu Boden
Amelia Windete Sich
Aber Es Half Nichts

Der Mann Packte Sie
Er Hielt Sie Fest Im Griff
Amelia Konnte Sich Nicht
Bewegen

Amelia Fand Sich Wieder In
Einem Weißen Sterilen Von
Licht Durchtränkten Raum
Ihr Feuchter Körper War
Eingeengt Von Gurten
Angst Zuckte In Ihr
Amelia Versuchte Ohne Folgen
Sich Aus Den Fesseln Zu Befreien

Sie Sah Sich Verschreckt Um
Sie Entdeckte Zu Ihrem Entsetzen
Ärztliches Besteck Neben Sich Stehen
Der Nachbar Kam Zurück
Er Sagte Kaltstimmig
Ich Bin Ihr Neuer Nachbar
Ich Habe Wohl Gemerkt
Dass Sie Mich Beobachtet Haben
Es Ist Nicht Schlimm Alles
Sehen Und Wissen Zu Wollen
Deshalb Habe Ich Sie Hierher Gebracht
Sie Sollen Sich Ansehen Was Ich
Mit Neugierigen Menschen Anstelle

Valentina

Wir feierten in der Anne-Frank-Schule. Wir wollten einfach mal die Sau raus lassen. Es war die Abschiedsfeier des Jahrgangs Zweitausendsieben. Alle tanzten wild zu Britney Spears. Manche flippten völlig aus. Einen angesoffen und ab nach draußen in die schöne, kalte Luft, raus aus dem Getümmel. Aus dem Schulgebäude kamen zwei Gestalten raus, die mir bekannt vorkamen. Es war stockdunkel, nur der Mond schien. Eine glitzernde Perle über den Himmel. Ein hell strahlender Schein. Eine helle Scheibe, die leuchtet. Ich erkannte Henry, einen Kommilitonen, der auf Valentina stützte. Sie lachte darüber, dass dies der letzte Schultag und wir besoffen seien. "Mädels, wir hätten nicht so viel trinken sollen. Ich sehe schon Sterne", brabbelte sie. Wir Jungs konnten uns nicht auf den Beinen halten und so fiel Henry immer wieder um, um sich dann von Valentina hochziehen zu lassen. Als er auf dem kühlen Betonboden lag, fiel ihm ein großes Loch in der Nähe des Busches auf. Erstaunt darüber bewegten wir uns dahin. Wir schauten hinein. Die Öffnung war so groß, dass ein Mensch glatt hindurch passte. "Ich sehe nicht mehr richtig. Da ist doch ein riesiges Loch oder?" Valentina schmiss ein Stein hinein. Ein stumpfer Laut erklang. Das Loch schien nicht mehr als anderthalb Meter tief zu sein. "Ich wette, dass sich keiner von euch hineintraut". Daraufhin sprang Henry rein. "Na, wer hat hier Schiss?" Ich folgte Henry, Valentina mir hinterher. Das vermeintlich große Loch war ein Tunnel, der irgendwohin führte. Wir tasteten uns langsam voran. Es dauerte ewig, bis ein schwaches Licht am anderen Ende des Ganges zu sehen war. Wir kamen am Lüftungsschacht an, aus dem wir hinunter kletterten konnten. Wir standen auf einer Toilette. Noch vom Alkohol benebelt gingen wir zu Tür und lauschten in den Gang hinein. Mucksmäuschen still. Ich war erregt und gespannt, wo wir waren. Die anderen fühlten das Gleiche. Wir gingen raus auf den Gang. Trotz Helligkeit war alles unklar. Henry stieß mich von der Seite: „Cool, schauen wir mal, was es hier zu entdecken gibt, aber seid leise.“ Das Gebäude hatte dieselben Umrisse wie die Schule, zum Verwechseln ähnlich. Es war vermutlich leer, weil man keine Geräusche wahrnahm. Auf dem Flur hingen verstaubte Bilder von Männern in Kitteln. Alle lächelten erfolgreich und sahen freundlich aus. Ein Bilderrahmen war leer. Scheinbar war dies ein ehemaliges Krankenhaus. Es folgte ein Aufenthaltsraum mit modrigem Mobiliar. In der Ecke stand eine ausgetrocknete Pflanze, in der anderen lag eine Zeitung aus den Fünfzigern mit einem Foto, auf dem eine Vorstadtfamilie aus Mann, Frau, Kind und Hund abgebildet war. Die Familie sah unnatürlich glücklich aus. Unter dem Foto hat jemand in die Wand eingeritzt: „Meine Familie“. „Ziemlich schräg dieses Bild. Komm, wir gehen wieder. Ich bekomme hier ne Gänsehaut“, meinte Valentina. Wir stimmten ihr zu. Plötzlich fing das Licht für einige Minuten zu flackern an. Valentina hielt meine Hand so fest, dass es wehtat. Als das dumpfe Licht sich wieder beruhigte, gingen wir Richtung Toilette zurück. Mit jedem Schritt hatten wir ein unbehagliches Gefühl, dass wir beobachtet werden. Alles war ruhig und dunkel. Der Weg kam uns jetzt kürzer vor. Dann wirkte er doch wie eine endlose Straße, die sich wiederholte. Wir erreichten die Toilette. Sie war verschlossen. Einer nach dem anderen rüttelten wir vergeblich am Henkel. Wir schlugen, traten und drückten gegen die verriegelte Tür. Nichts half. Gerade als wir aufgeben wollten, hörten wir Schritte. Sie kamen näher. Valentina schreckte auf: „Mein Gott, habt ihr das gehört? Ich glaube, jemand kommt zu uns.“ Wieder das Auftreten eines Fußes. Valentina musste kotzen. Der ganze Alkohol war zu riechen. Wir versuchten die Tür aufzubrechen, aber es ging nicht. Das Licht begann erneut zu flackern. Alles war totenstill. Henry legte seinen Arm um uns, um die Situation zu beruhigen: „Wird schon nichts passieren, wir sind zu dritt. Falls wer kommen sollte, trete ich ihn in die Fresse.“ Nochmals hörten wir Schritte. Eine undefinierbare Gestalt mit einem glänzenden Gegenstand in der Hand kam auf uns zu. Allen sah man das Entsetzen im Gesicht als die Silhouette näher kam.

Wir verstummten. Wir bewegten uns nicht. Wir schwitzten. Schritt für Schritt kam die Gestalt auf uns zu. Dann sahen wir sie vor uns, mit dem glitzernden Objekt in der Hand. Es war ein Obdachloser, der in dem alten Krankenhaus vegetierte. In seiner Hand hielt er ein Paillettenkleid, das voller Valentinas Kotze war. Er sprach zu uns: „Das Loch ist schon seit Langem da. Es gibt noch einen anderen Ausgang. Die Tür kann man nur von innen öffnen.“ Wir waren beruhigt, dass es nur ein Penner war. Wir sagten: „Wir müssen noch auf eine Veranstaltung.“ Ohne zu zögern nahm er uns zum anderen Ausgang. Schließlich kamen wir an. „Endstation für euch. Ihr geht hier raus, dann seid ihr auf der Straße.“

Wir liefen durch die Tür. Es war ziemlich dunkel, nicht einmal die eigene Hand konnte man sehen. Plötzlich knallte der Ausgang hinter uns zu. Die Tür wurde verriegelt. Stille. „Scheiße, wir stecken in der Falle“, rief ich in die Runde. Henry: „Wo ist Valentina?“ Das letzte, was wir hinter der Tür hörten, war das klierende Peilettenkleid, das sich um Valentinas Hals schnürte.





KEIN FREUND

Ich bin schon im Halbschlaf, kurz vorm Einschlafen. Da ist irgendwer. Ich merke genau, wie er sich anschleicht. Heimlich, still und leise kommt er zu mir ins Bett, ganz nah. Ich schrecke auf, suche nach dem Lichtschalter. Während sich meine Augen an das grelle Licht gewöhnen, sehe ich nur noch, wie sein Schatten verschwindet. Ich mache Musik an, um mich etwas sicherer zu fühlen. Ich glaube daran, dass die Musik ihn abschrecken würde. Einschlafen kann ich lange nicht. Aus Angst muss ich ständig an ihn denken.

Am nächsten Tag in der Uni bin ich matschig. Ich habe in der letzten Nacht kaum geschlafen. Vor Müdigkeit kann ich nicht die Augen offen halten. In der Vorlesung sitzen viele andere Studenten um mich herum. Ich merke erneut, wie er sich wieder heimlich heranschleicht. Er sitzt mir schon fast im Nacken. Ich traue mich nicht, nach hinten zu schauen. Wieso bemerkt ihn denn hier sonst niemand? Schweißperlen bilden sich auf meiner Stirn. Was will er denn von mir?

Nach einer Weile schaue ich langsam über meine Schulter. Niemand da. Ich muss zu Fuß nach Hause. Durch die Zeitumstellung wird es früher dunkel. Die Straßen sind leer. Ich beeile mich. Da ist er wieder. Ich merke es genau. Langsam kriecht er heran. Er verfolgt mich. Wenn ich schneller laufe, wird er auch schneller. Ich will ihm nicht begegnen. Er soll verschwinden. Ich bin ihm schon öfters begegnet. In letzter Zeit zu oft. Ich mag ihn nicht. Wir sind keine Freunde. Niemand will ihn als Freund haben, aber er taucht immer wieder auf. Er macht das immer so. Er schleicht sich langsam an. Er dringt durch den Kopf in den ganzen Körper hinein und bleibt. Wie eine schlimme Krankheit. Fast unheilbar. Er ist es, dieser unangenehme Gedanke in meinem Kopf ohne Inhalt, der einzig dort Platz einnimmt. Ich fühle ein Unwohl dabei.

~~nudeln~~

Marla ist mal wieder Lebensmittel einkaufen. Die üblichen Sachen, die sie so braucht. Tütensuppen, Konserven, Alkohol, Zigaretten. Der Laden ist alt, heruntergekommen, ungepflegt. Die Lichter flackern. Einige Glühbirnen sind ganz kaputt. Das Obst ist verfault. Überall schwirren Obstfliegen herum. In den Regalen liegt zentimeterdick der Staub. Marla kauft hier ein, weil es billig ist. Sie greift in das Konservenregal nach der letzten Dose Nudeln in Tomatensoße. Diese ist schon ganz verbeult. Die Schrift kann man nicht mehr lesen. An der Kasse ist es stickig. Schlechte Luft. Die Kassiererin hat eine Zigarette im Mundwinkel und fettige Haare. Sie scannt schnell die wenigen Artikel von Marla ein, bis auf die Nudeln in Tomatensoße. Diese sind heute im Angebot. Die Kassiererin tippt den Betrag von Hand genervt ein.

Inzwischen hat es angefangen zu regnen. Auf dem Heimweg wird Marla durchnässt. Um sich zu Hause aufzuwärmen, kocht sich Marla gleich die Nudeln in Tomatensoße. Während das Zeug brutzelt, zieht sich Marla um. Dabei vergisst sie die Nudeln auf dem Herd. Sie kochen über. Sie brennen an. Marla ist das egal. Sie friert. Sie hat Hunger. Wie immer setzt sie sich zum Essen in ihren alten, verkommenen, dreckigen Sessel und schaltet den TV an. Sie achtet nie wirklich darauf, was sie in sich hineinschaufelt. Sie schiebt einen Löffel nach dem anderen rein. Zwischendurch zündet sie sich eine Zigarette an, den Blick immer auf den Bildschirm gerichtet. Marla merkt nicht, dass die aus dem Mund blutet. Das Blut tropft auf ihr T-Shirt. Sie merkt auch nicht, dass sich ihre Nudeln bewegen, bis etwas von dem heißen Zeug auf ihren Schoß fällt. Marla schaut an sich herunter. Sie sieht ihr blutiges T-Shirt. Das Blut läuft regelrecht aus dem Mund runter. Marla schaut sich ihr Essen genauer an. Die Nudeln bewegen sich. Es sind eigentlich keine Nudeln. Es sind Maden, die sich auch schon ihre Arme hochgearbeitet haben. Alles ist voller Blut. Marla würde gerne schreien aber sie kann nicht. Die Maden haben sich in ihrem Mund festgebissen. Marlas Zunge schon nun weg. Die Maden fressen sich sehr schnell voran. Und die Maden, die Marla bereits aufgespeist hat, fressen sich von innen nach außen durch.





~~ER VOR IHR~~

Er ist ein einfacher Mensch. Er ist zwar noch ziemlich jung, aber vom Leben erwartet er nicht mehr viel. Er arbeitet den ganzen Tag am Fließband. Es ist eine einfache Arbeit. Nicht sehr abwechslungsreich. Viel Spaß bringt ihm seine Arbeit auch nicht. Jeder Tag bringt die gleiche Routine. Morgens um sechs aufstehen, dann zur Arbeit gehen und um zehn Uhr nachts wieder zuhause. Da bleibt nicht viel Zeit für andere Dinge. Schlafen, arbeiten, schlafen, arbeiten. Er braucht das Geld. Er muss die Miete für die kleine Wohnung, in der er schläft, zahlen.

Auch heute steht er mal wieder um sechs Uhr auf. Er geht ins Bad und macht sich frisch, ohne auch nur einmal in den verdeckten Spiegel zu schauen. Danach trinkt er noch schnell den kalten Kaffee von gestern. Er kann ihn ja nicht einfach wegschütten. Das wäre verschwendetes Geld. Zur Arbeit geht er zu Fuß. Wie jeden Tag läuft es auch heute in der Arbeit. Es gibt keine Besonderheiten. Alles ist wie immer. Die Zeit zieht sich bis zum Feierabend. Das ist jeden Tag so. Der einzige Unterschied ist heute, dass es zu stürmen beginnt. Auch nach Feierabend wird sich das Wetter nicht besser. Es blitzt und donnert. Zeitweise fallen dicke Hagelkörner vom Himmel.

Der Mensch hat weder eine Regenjacke noch einen Schirm dabei. Es bleibt ihm nichts anderes übrig als in dieses Wetter hinauszugehen. Seine Füße stehen bereits im eiskalten Wasser, als er die Arbeit verlässt. Zum Schutz hält er sich seine Arme über den Kopf. Der Wind ist so stark, dass er brüchige Äste von den Bäumen rücksichtslos zu Boden wirft. Der Mann hat Schwierigkeiten auch nur einen Meter weit zu sehen. Es regnet einfach zu stark. Dauernd blitzt es. Ein Blitz hat sogar ganz in der Nähe eingeschlagen. Man kann Feuer erahnen.

Der Mensch schafft doch noch klatschnass und völlig durchgefroren daheim anzukommen. In seiner Wohnung ist es ungewohnt dunkel. Nur aus dem Wohnzimmer flackert das Fernsehlicht. Komisch findet das der Mann. Sonst brennt immer das Licht in diesem Zimmer. Leise schleicht er sich an die angelehnte Zimmertür ran. Durch den Spalt kann er nicht viel sehen. Ein seltsamer Geruch kommt ihm entgegen. Es ist eine Mischung aus Zigarettenrauch, Tomatensuppe und etwas Stechendes, dass er nicht genau zuordnen kann. Außer dem Fernseher kann er sonst nichts hören. Ist da jemand?, ruft er. Keine Antwort. Langsam öffnet er die Tür. Er kann es nicht fassen. Seine Knie werden weich. Es wird ihm sofort übel. Seiner Freundin kann er nicht mehr helfen. Er sieht nur noch Blut, ein paar Hautfetzen und diese Maden.

Nachdem, was da passiert war, stand er unter Schock. Man hatte ihm erzählt, dass er sich erst einmal ausruhen sollte. Er wusste nicht, wohin gehen. In der Wohnung konnte er nicht bleiben. Zu viele Erinnerungen an seine Freundin. Dort kann man ja in so einer Situation auch gar nicht zur Ruhe kommen. Er hatte sonst niemanden mehr. Er ging hinaus, schloss die Haustür hinter sich und irrte ziellos umher. Seine Gedanken kreisten immer wieder um die gleiche Sache. Er merkte nicht, wie er durch die Stadt und die Dörfer ging. Er ging vorbei an Hochhäusern, Gartenzäunen, Reihenhäusern und Vorstadtgärten, die keine Beachtung von ihm bekamen. Er muss seit Stunden unterwegs gewesen sein. Plötzlich fand er sich im Wald wieder. Dunkel war es auch schon geworden. Er stand nicht mal auf einem Schotterweg, sondern zwischen Bäumen und Gestrüpp. Der Boden war noch von dem gestrigen Regen matschig. Er hatte keine Ahnung, wo er nun war. Er konnte ja nicht mal seine Hand sehen. Um ihn herum knackte es und knarzte. Aus der Ferne hörte er eine Eule rufen. Überall raschelte es. Er traute sich kaum zu bewegen, da er Angst hatte. Er könnte in ein Loch fallen oder irgendwo herunterstürzen. Mittlerweile war es auch schrecklich kalt geworden und seine Klamotten waren ziemlich feucht. Er hatte kein Zeitgefühl mehr. Alles kam ihm wie eine Ewigkeit vor. Nach einer Weile ging er doch weiter. Er dachte, dass er im Kreis lief. Die Geräusche um ihn herum wurden immer unheimlicher. Bald kam er sich auch verfolgt vor. Er hatte Vorstellungen von unheimlichen Wesen und gigantischen Monstern in seinem Kopf. Dadurch, dass er kaum etwas sehen konnte wurden die Geräusche um ihn herum immer lauter und lauter. Seine Angst wurde immer größer. Sein Puls ging in die Höhe. Er wusste ja nicht, in welche Richtung er laufen sollte. Wo immer er auch hinsah, überall war es dunkel. Manchmal konnte er merkwürdige Umrisse erahnen. Unbewusst, weil er sich nicht orientieren konnte, bewegte er sich immer schneller und hektischer. Die Gehäuschenmenge steigerte sich. Er konnte sie nicht richtig zuordnen. Sie wurden auch immer lauter. Er hatte auch Angst, von einem Wildschwein oder Hirsch angegriffen zu werden. Ohne es zu wissen, wo er ist und wo er hingeht, fing er zu rennen so gut es ging an. Der Waldboden war sehr weich und uneben. Er musste aufpassen, dass er nicht gegen einen Baum rennt. Ab und an erwischte ihn ein Ast im Gesicht, welcher blutige Kratzer hinterließ. Plötzlich blieb er mit seinem Fuß an einer Wurzel hängen und fiel um. Sein Kopf prallte gegen einen Stein. Ihm wurde schwarz vor Augen.





ES IST NIEMAND MEHR AM LEBEN

Es ist ziemlich warm geworden. Sogar die Sonne ist nach langer Zeit mal wieder herausgekommen und scheint. Es muss nun um die Mittagszeit sein. Es ist sogar so warm geworden, dass man das Unwetter von gestern gar nicht mehr merkt. Langsam öffnet er die Augen. Klar kann er noch nicht sehen. Alles sieht sehr verschwommen aus. Im ersten Moment kann er sich auch nicht daran erinnern, wo er sich befindet und was geschah. Er hat starke Kopfschmerzen. Langsam spürt er die Erde und das Laub unter sich. Er kann den mit trockenem Blut verschmierten Stein vor sich erkennen. Er schafft nach einer Weile, sich aufrecht hinzusetzen, mit einer Hand am schmerzenden Kopf. Er kann nun auch wieder besser sehen und hat immer noch keine Ahnung, wo er genau er ist. Er kann nur die vielen Bäume um sich herum sehen. Er bemerkt erst knapp eine Stunde später, wie still es eigentlich um ihn herum ist. Kein einziger Vogel zwitschert und das im Frühling bei schönem Wetter. So langsam fühlt er sich sicher genug. Er steht auf und läuft ein paar Schritte. Seine Kehle ist staubtrocken. Er hat schrecklichen Durst. Er schwankt zwar noch ein bisschen, aber er kommt gut voran und findet sogar bald einen geschotterten Waldweg. Immer noch herrscht Totenstille. Einzig der geringe Wind, der durch die Bäume weht, lässt die Blätter ganz leise rascheln. Ein bisschen komisch kommt ihm das ja schon vor, aber richtig darüber nachdenken kann er auch nicht. Die Kopfschmerzen lassen einfach nicht nach und das Konzentrieren fällt ihm schwer. Dazu wird ihm aufgrund des Wassermangels auch immer wieder schwindelig. Er geht einige Schritte den Weg entlang und bricht vor Schmerzen wieder zusammen. Erst einige Stunden später kommt er wieder zu sich. Er versucht langsam weiter zu gehen. Unbewusst nähert er sich einer Hauptstraße. Jedoch sind weder Autos zu sehen noch Autogeräusche zu hören. Auf dem Waldparkplatz, den er mittlerweile erreicht hatte, steht ein einsames verlassenes Auto. Weit und breit ist niemand zu sehen. Auch ist ihm den Weg über niemand begegnet. Er ruft nach Hilfe, aber kaum ein Ton kommt aus ihm heraus. Er wartet eine Weile, wie lang es ist, kann er schwer abschätzen, aber lange genug, um das Auto zu aufschließen, in das Auto einzubrechen und um es in Gang zu bringen. Er nimmt dafür einen großen Stein und schlägt die Scheibe der Fahrertür ein. Irgendwie muss er ja zu einem Arzt kommen und zu Fuß ist die Strecke zu lang. Irgendwie schafft er es auch das Auto zu starten und fährt langsam in Schlangenlinien in die Stadt. Immer noch kommt ihm kein Auto entgegen, auch kann er keine Fußgänger sehen, was ihm nun aber auch gar nicht mehr auffällt. Umso mehr er sich dem Krankenhaus nähert, desto seltsamer sieht die Stadt aus. Autos stehen Kreuz und quer auf den Straßen, oder sie sind in die Fassaden und Schaufenster hineingedonnert. Nirgends ist eine Bewegung zu sehen. Alles scheint tot. Richtig klar denken kann er nicht. Die Kopfschmerzen werden mit der Zeit immer schlimmer. Ihm wird ab und an sogar richtig schwarz vor Augen. Ganz benommen lässt er das Auto einfach weiterhin drauf losrollen. Seine Augen sind geschlossen und die Hände schon lange nicht mehr am Lenkrad. Er ballert gegen ein anderes Auto. Durch den Aufprall wacht er wieder auf. Das Krankenhaus ist bereits am Ende der Straße zu sehen. Die Fahrertür lässt sich nicht mehr öffnen. Mit letzter Kraft zwingt er sich aus dem Fenster. Er muss doch nur bis zum Krankenhaus durchhalten, dann wird man ihm helfen. Was um ihn herum aber passiert, bekommt er gar nicht mehr mit. Mit langsamen Schritten schleppt er sich voran, seine Knie zittern.

Vereinzelt tauchen aus den dunklen Ecken kleine Maden auf. Immer schneller vermehren sie sich. Geräuschlos bewegen sie sich auf ihn zu. Seine Schmerzen sind so stark, das sie ihn betäuben. Er bekommt kaum was mit. Sein Körper schwitzt und bibbert. Aber sein Wille zu überleben scheint groß. Unbedingt will er das Krankenhaus erreichen. Während er sich weiter voran schleppt, haben sich die Maden enorm vermehrt. Manche der Viecher klettern an seine Beine. Sie fressen sich fest darin. Die Bisschmerzen bemerkt er nicht. Die Maden fressen sich durch seinen Körper. Kahle Knochen sind bereits zu sehen. Er liegt inzwischen auf dem Boden. Er kommt nur noch minimal voran. Kurz vor der Krankenhaustüre wird er bewusstlos. Seine Beine sind komplett von den Maden zerfressen. Er bekommt nicht mehr mit, dass er komplett ausgerottet wird. Helfen kann ihm sowieso keiner mehr. Es ist niemand mehr am Leben.

eistee

Ich war müde vom Autofahren. Schon seit dreizehn Stunden. Dreizehn war eine unglückliche Zahl. Es gab keine Ausfahrt und mitten auf der Autobahn konnte ich nicht halten. Alles war seltsam. Ich hatte die Orientierung verloren. Mein altes Auto fuhr nicht mehr gut. Das Benzin wurde bald leer. Der Kompass war schon früher kaputt.

Plötzlich sah ich ein altes Holzschild, worauf "Ausfahrt Eisteehaus" stand. Der Name war seltsam, aber wenigstens war es eine Ausfahrt.

Der Weg war schlammig und es gab keine Straßenlampen. Ich kam an einem kleinen Häuschen an, als der Tank endgültig leer war. „Ok, ich muss anhalten.“, dachte ich.

Fünf Minuten später war ich in dem Häuschen. Das war ein englisches Teehaus. Die Wände waren voll mit Teedosen, verschiedenen Teedosen, europäischen, afrikanischen, auch mit asiatischen Dosen. Ich begann die Dosen zu zählen, aber es gab zu viele davon. Ich war von den Dosen geblendet. Auf dem Tisch lag eine alte Klingel. Dann drückte drauf.

"Guten Abend mein lieber." Die Stimme kam aus dem Tisch.

"Guten... Abend... Herr... Hallo... Hey? Ich... Mmh... Ach so... Entschuldigen Sie... Wo sind Sie?"

"Ich bin hier lieber Besucher." Ein Kater... Ja, ein Kater tauchte von dem Tisch auf. Mein Gott... Der Kater trug einen gestreiften Auszug und eine schwarze Sonnenbrille... Er sprach zu mir. Ich wusste nicht, was ich sagen soll... Der Kater hatte mich geschockt.

"Willkommen in meinem kleinen Teehaus. Ich bin Herr Eis", sagte der Kater.

"Oh, Hallo. Ich habe mich auf der Autobahn verfahren und mein altes Auto funktioniert nicht mehr... Ich... Ich weiß jetzt nicht, wo ich bin? Ich..."

"Keine Sorge lieber Besucher. Menschen haben sich oft verirrt. Weil sie nicht an ihre Augen glauben, nehmen sie oft ihre Gefühle und sagen wie, ich weiß alles. Ich kann das machen. Ich habe viel Erfahrung. Aber keine Sorge mein Lieber. Ich kann Ihnen helfen. Nehmen Sie bitte einen warmen Tee und machen Sie eine Pause. Dann wird Ihnen alles klar." Er lächelte. Ich konnte seine Augen nicht sehen und verstand ich auch nicht alles...

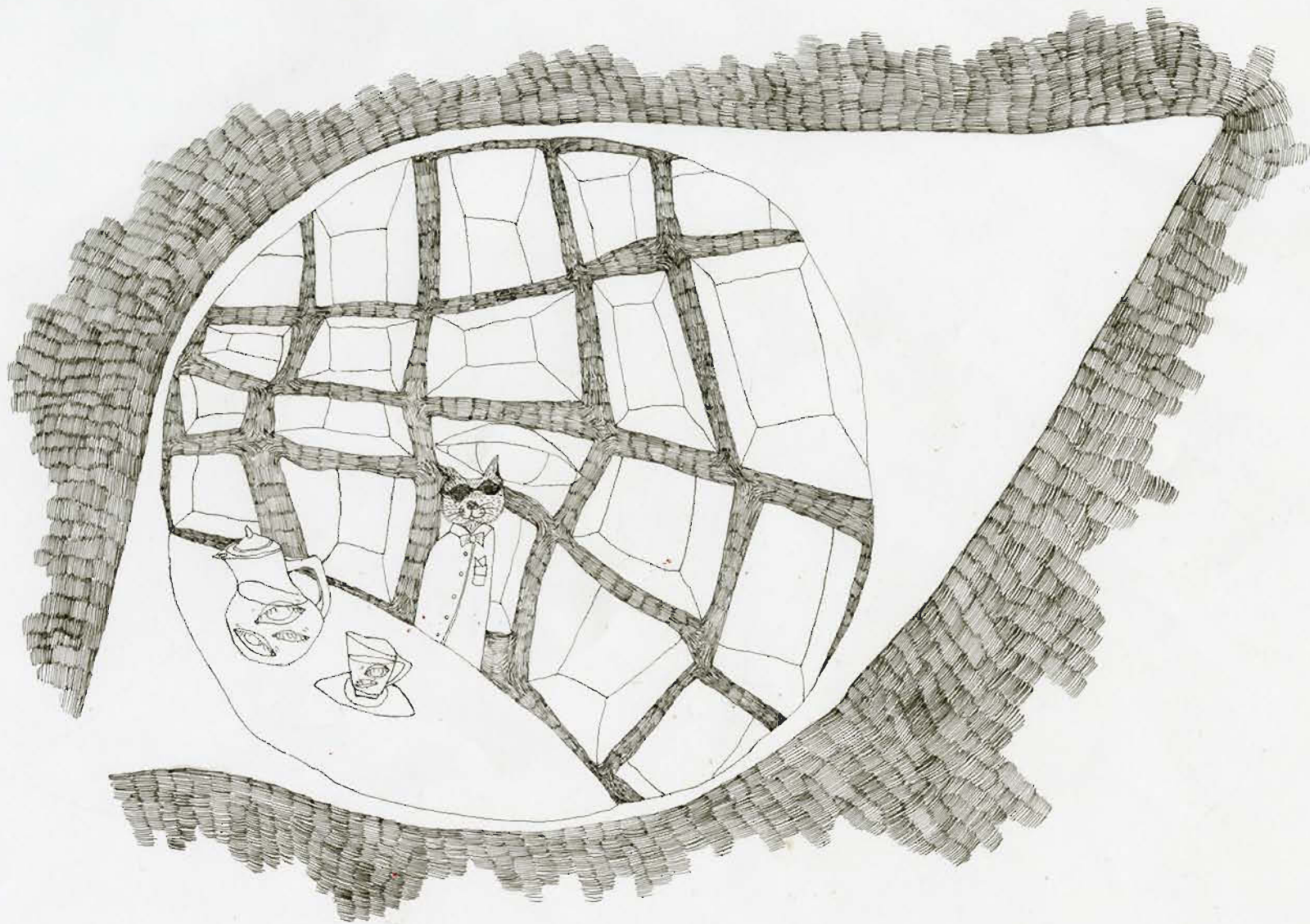
"Ich verkaufe Eistee, Eistee, Eistee." Er sprach sehr schnell.

"Wie bitte?" Ich verstand nichts.

"Aha, ich komme aus England. Wissen Sie? Englische Eistee! Aber ich habe jetzt auch Tee aus anderen Orten. Afrikanischen, chinesischen und so weiter." Er lächelte immer dabei.

"Oh.", dachte ich. „Englischer Eistee? Mmh... egal. Ich habe keinen anderen Platz zu bleiben. Ok, dann nehme ich einen Eistee" Ich lächelte und sagte: "Lieber Besucher, das ist für Sie, bitte tragen Sie sich ein." Der Kater gab mir eine Sonnenbrille. Es war Abends und wir waren im Raum. Ich verstand nicht. Aber der Kater sprach nicht mehr. Dann zog ich die Brille an. Ich konnte fast nichts sehen, auch nicht den Kater. Die Umgebung war sehr dunkel.

Allmählich hatte ich mich an die Dunkelheit gewöhnt. Die Umgebung wurde heller. Da sah ich, dass ich auf dem Tisch sitze, mit Brille im Gesicht.



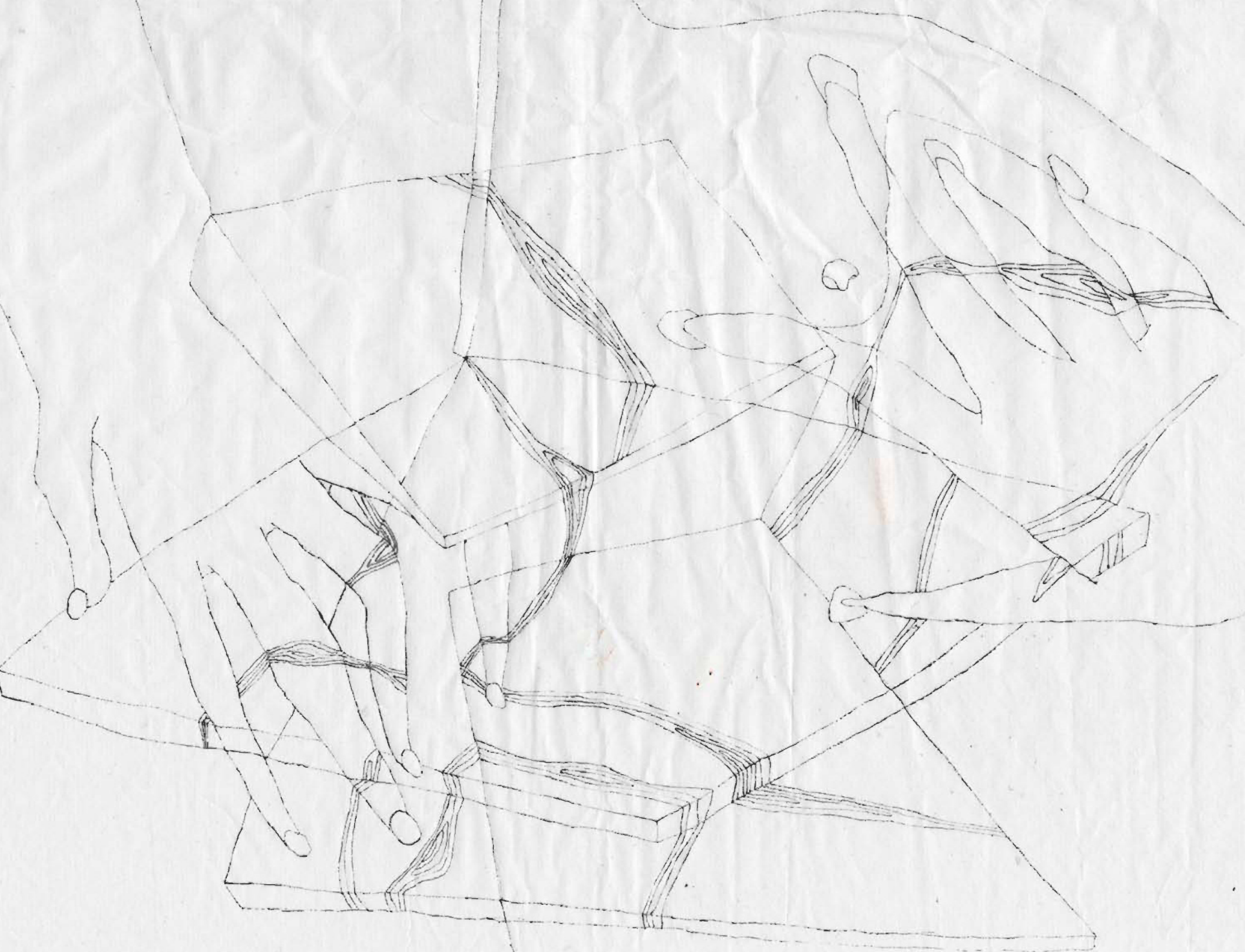


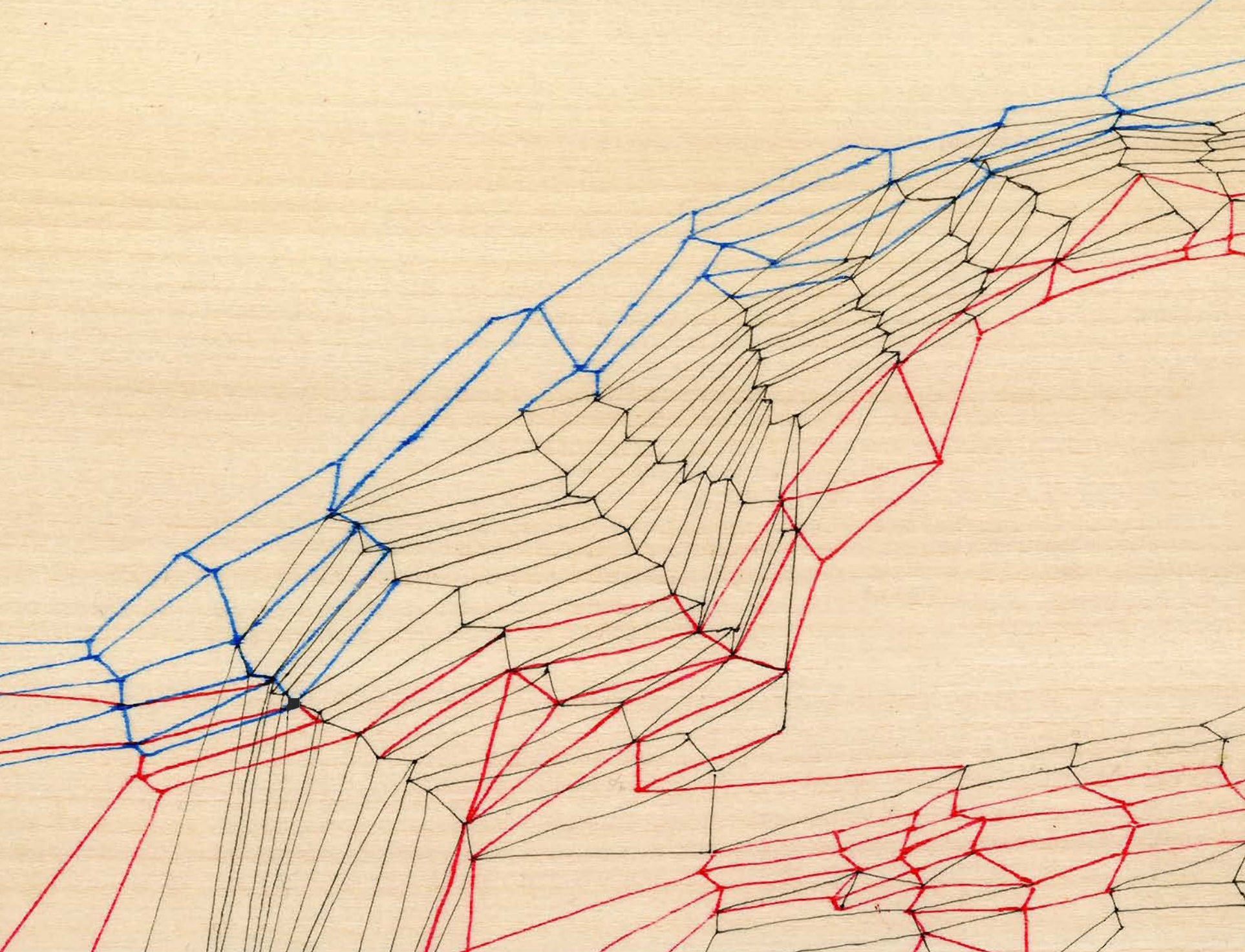
~~SÄNGERIN~~

Sie war eine Sängerin. Sie wohnte mit ihm zusammen in einer kleinen Wohnung. Jeden Tag machte er alle Hausarbeiten und kochte auch jeden Tag für sie. Sie hatte keinen Job. Sie machte zu Hause nichts anderes außer ihrer Musik. Wenn sie Hausarbeit machen wollte, sagte er immer: "Lass es mein Schatz, ich tue alles für dich." Sie dachte, dass er sie vielleicht so tief liebte und deswegen für sie alles erledigte. Eines Tages hatte er zu ihr gesagt, dass er von ihr Musik lernen wollte. Sie war sehr froh darüber, weil er sie endlich brauchte. Sie lehrte ihn sehr geduldig. Ein paar Tage später sang er genauso gut wie sie. Sogar trug er ein ähnliches Kleid wie sie. Allmählich sah er genauso wie sie aus. Er sprach mit ihr aber nicht mehr. Eines Morgens, als sie aufgestanden war, setzte er sich vorm Spiegel. Im Spiegel gab es zwei gleiche Frauen. Sie waren sich aus dem Gesicht geschnitten. Er sagte: "Geh und such dir eine andere Person und werde zu dieser Person. Ich habe dich bereits ersetzt."

~~SCHWARZER TISCH~~

Ich habe mich an einen Tisch gesetzt. An einen ganz großen, viereckigen, schwarzen Tisch. In diesem Raum kann ich nur diesen Tisch sehen. Er ist rabenschwarz. Ich weiß nicht, ob es noch etwas in diesem Raum gibt. Ja, in diesem schwarzen Raum mit dem schwarzen Tisch. Der Tisch ist eindeutig, aber den Raum finde ich unheimlich. Dieses Gefühl macht mir Angst. Ich fasse den Tischrand an einer Seite an. Dann strecke ich meine zweite Hand zu der anderen Seite des Tisches. Da spüre ich aber nichts. Vorhin konnte ich den Tischrand noch sehen, oder nicht? Ich drückte stark auf die Tischplatte. Ja, sicher ist, dass ich an einem harten Tisch aus Holz sitze. Ich probierte es nochmal. Schnell strecke ich meine Hände aus. Aber ich kann immer noch nicht die andere Seite anfassen. Sie war früher da, ich konnte sie doch sehen. Vielleicht muss ich mich langsam zu dem anderen Tischrand hintasten, denke ich. Ich tue es. Ja, es gibt den ganzen Tisch, aber keinen Tischrand auf der einen Seite. Ich lege meine Hände wieder auf der harten Tischplatte. Ich sehe die Tischplatte. Aber wo sind meine Hände? Der Schweiß rennt mir das Gesicht herunter, auf die Tischplatte, und durch sie hindurch. Ich ziehe meine Hände wieder an mich. Ich habe mich scheinbar in diesem ungewissen, dunklen Raum verloren.





TREPPEN

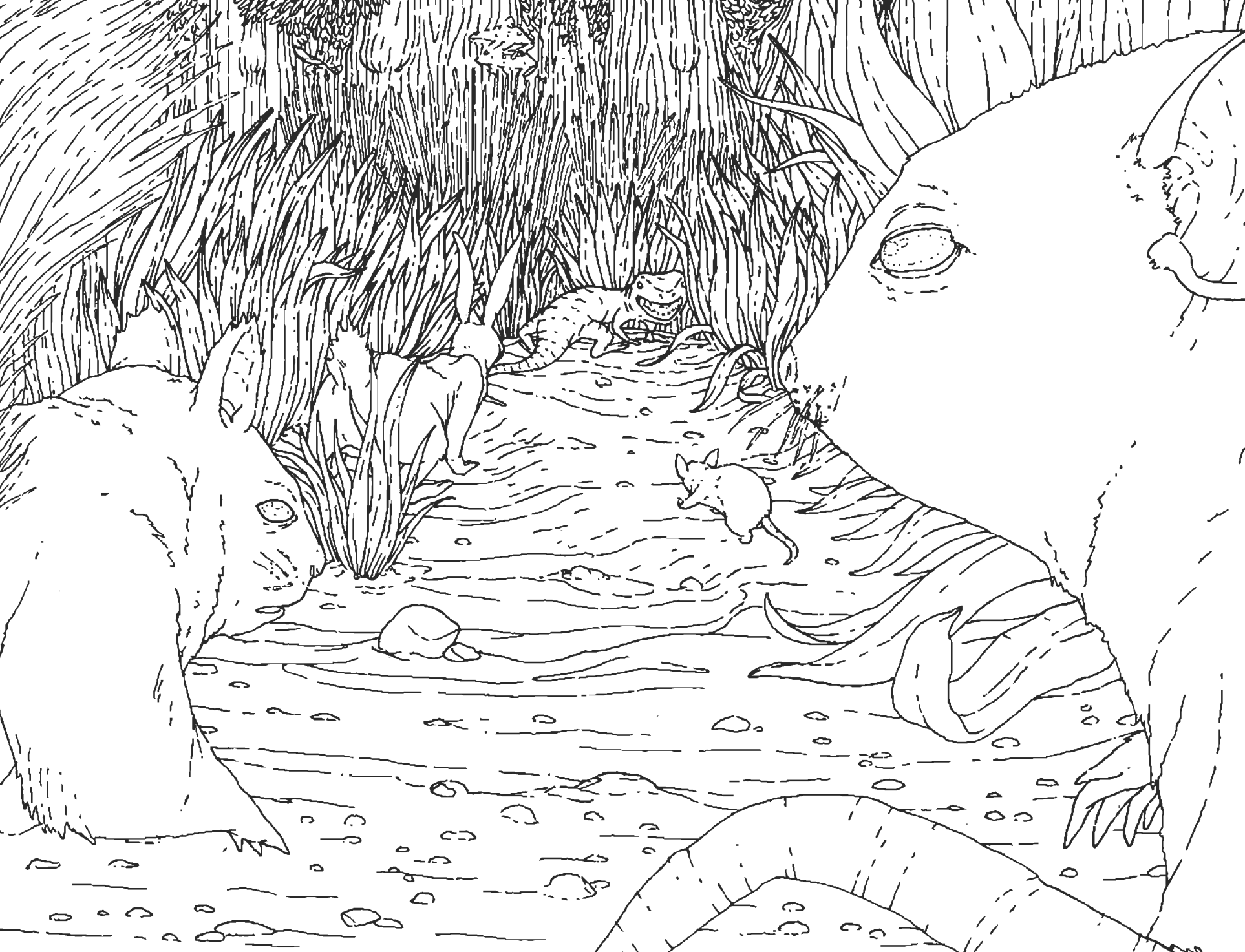
Ich befand mich in einem Spiel. Leider wusste ich die Spielregeln nicht. Ich war in einem Treppenhaus voller Treppen. Die Treppen waren keine wirklichen Treppen. Sie waren lichtdurchlässig und bestanden aus vielen Linien. Auf jeder Fläche sah ich mehr als drei Linien. Daraus setzte sich ein Treppenraum zusammen. Das Spiel war, ich sollte aus dem Raum rauskommen. Dafür musste ich zuerst die Spielregeln herausfinden. Wenn ich die Treppe betastete, fühlte ich jede Linie sehr deutlich. Ich nahm eine Linie weg, dann wurde die Treppe zertrümmert. Ich dachte, wenn ich alle Linien wegnehme, existiert der Raum nicht mehr. Ich begann die Linien zu sammeln. Nachdem ich alle Linien weggenommen habe, verkleinerte sich der Raum. Das war bestimmt die Spielregel, dachte ich. In meinen Händen hielt ich viele Linien. Ich konnte sie nicht mehr halten. Der Raum war kleiner als früher, aber er existierte immer noch. Die Treppen waren unorganisiert. Sie wurden von mir desorganisiert, weil der zuvorige Raum zu kompliziert aussah. Die Treppen sahen kleiner aus. Tatsächlich wurde der ganze Raum größer. Da ich entmutigt war, hatten mich die Linien gefangen.

SPLITTER

Das Mädchen saß am Strand. Sie hatte Angst vor den Wellen, aber sie wollte auch im Wasser spielen. Wenn die Welle kam, stand sie schnell auf. Jedes Mal probierte sie sich zu setzen, wenn die Welle sehr nah an sie kam. Eine Welle war so hoch, dass sie das Mädchen in das Wasser mitnahm. Am Meeresspiegel flatterten nur ihre Haare. Jemand hatte sie aus dem Wasser gefischt. Sie war schon entzweit, sang aber noch ein Lied: „Ich bestehe aus Splittern, das Leben besteht aus Splittern, alles besteht aus Splittern...“

Fünf Tiere befanden sich auf gemeinsamer Suche nach Nahrung und Zuflucht: eine grüne Eidechse, eine alte Ratte, ein kräftiger, junger Hase, ein stilles Eichhörnchen und eine junge, unsichere Ratte. Sie wanderten eine lange Zeit durch tiefe Wälder und über ausgedehnte Wiesen. Dabei passierten sie unzählige Orte. Während sie von einem Wald zum nächsten zogen, begann der Sommer. Die Sonnenstrahlen verbrannten den Boden und die Blätter der Pflanzen. Oft gab es plötzliche, kurze Stürme, dann fiel schwerer Regen und über-schwemmte die trockene Erde. Die Luft war heiß und drückend. Einige Pflanzen verdorrten. Große Räuber lagen zumeist im Schatten und Vögel flogen gerade so viel wie erforderlich war. Stockend und schleppend trabte die kleine Gruppe von schwachen Tieren durch eine weite, offene Ebene von hohem Gras. Ihre Herzen schlugen schnell und die erhitzte Luft zogen sie gierig in ihre pumpenden Lungen. Die Eidechse lief voraus. Behutsam schoben die Wanderer die hohen Grashalme beiseite, um schwerfällig einen Fuß vor den anderen zu setzen. Regelmäßig drehte die Eidechse den Kopf zurück und sprach: "Kommt, kommt, verreckt nicht auf der Strecke" oder "Ah, die Sonne ist so schön, nicht wahr". Tatsächlich bereitete ihr die ungewohnte Hitze wenige Probleme. Hase und Ratte, die Jünglinge antworteten sodann murrend und sag-ten, es wäre in der kalten Nacht gerade andersherum, da die Eidechse klamm frieren würde. Die alte Ratte und das Eichhörnchen wanderten als die letzten, still und mit wach-samen Augen. Abwechselnd blinzelten die beiden in den Himmel, zu den wenigen Wolken, vor Angst, ein hungriger Greifvogel könnte sie im hohen Gras erspähen. Es gab dort neben den Halmen keinerlei Deckung. Keine größeren Felsen, keinen Baum oder geschützten Unterschlupf. Die alte Ratte besaß einige Weisheit und gab stets acht auf die beiden Jungen. Das Eichhörnchen war ein ausgesprochen stilles Wesen und nach dem Hasen das kräftigste der Tiere, doch wesentlich verantwortungsbewusster und reifer als jener langöhrige Jüngling.

Sie durchquerten bereits seit Stunden das hohe Gras, da erreichten sie unvermittelt einen hochgewachsenen, in Schatten gehüllten Wald von alten Bäumen. Weil es zwischen den Gräsern zu gefährlich war und alsbald die Nacht hereinbrechen würde, betraten die fünf Freunde den Wald. Sie liefen noch zwei, drei Stunden durch wilden, schattigen Wuchs. Nichts geschah. Zwischen den Bäumen war es ruhig. Die Blätter schützten sie vor großen Greifvögeln. Die Gräser boten ihnen Versteck vor anderen Raubtieren und all das Holz, die Blätter und das Moos schluckten ihre verräterischen Geräusche. Sie begannen eine gemeinsame Nahrungssuche, doch neben den wenigen Beeren und einigen, ihnen unbekannten Pilzen wussten sie nichts zu finden. Nachdem die Beute aufgeteilt war, speisten sie im Schatten des Stammes eines dicken, hohen Baumes. Ihre Mägen waren weiterhin leer, doch hatten aufgehört zu knur-ren. Sie setzten ihre Reise fort, um ein Lager für die Nacht zu finden. Langsam senkte sich die Dunkelheit über das Land und schwere Schatten erwuchsen aus dem Waldboden. Es wurde rasch kühler. Der Eidechse wurden die Glieder klamm und so hatte sie zunehmend Probleme, mitzuhalten. Etwas widerwillig trug der Hase die Eidechse auf dem Rücken. Über das große Maul der Eidechse, die am Tag oft überheblich wirken konnte, brach regelmäßig Streit und unreifes Geschrei aus. Die alte Ratte und das Eichhörnchen sahen sich alsdann gezwungen zu schlichten. So geschah es auch zu jener Zeit. Doch noch bevor die alte Ratte Hase und Eidechse voneinander trennen konnte, verstummten die Beiden. Ein dicker Schatten fiel plötzlich auf die Streitenden und durch das hohe Grass blitzte die schwarze Silhouette eines großen Tieres, das ein Wolf hätte sein können. Die kleine Gruppe flüchtete sich rasch in den Schutz einiger Wurzel und Gräser. Es blieb windstill und nach einigen bangen Minuten war der





große Schatten weiter gezogen. Ruhig und wachsam geworden, bereiteten die Tiere ihr Nachtlager am Fuß eines großen Baumes, wo sie aus Anstrengung schnell in tiefen Schlaf fielen.

Ein kühler Morgen sank langsam durch die Baumwipfel zum Boden herab. Langsam öffneten sich die Augen der kleinen Ratte. Schlaftrunken und nach Trägem Realisieren, sprang sie auf, stolperte rückwärts und piepste lautstark in Furcht. Die Eidechse war von einem Ast durchbohrt. Sie war tot. Ihre Augen waren weit aufgerissen, ihr Gesicht grotesk verzerrt, ihre Gliedmaßen verkrampt. Das Geschrei der Ratte weckte die Anderen, die ebenso vor Angst erstarrten. Das Leben in jener gnadenlosen Welt war rau. Es lauerte stets die Gefahr, gefressen zu werden. Die Freunde waren geschockt und verstört. Welches Raubtier töte-te ohne Appetit, in solch unnötig brutaler Weise? Nur wenige Stunden nach dem grausigen Erwachen setzte die kleine Gruppe ihre Wanderschaft fort, nachdem sich auch die Schwächsten etwas beruhigt hatten. Die tote Eidechse hätte weitere Räuber angezogen. Die Tiere wanderten, ohne ein Wort zu verlieren. Sie trauerten. Die junge Ratte schluchzte leise. Die weise, alte Ratte bemühte sich, die Angst und Panik der Freunde zu beruhigen. An jenem Tag aßen die Tiere nur wenig und waren rasch sehr erschöpft. Der Unglücksfall hatte ihnen vieles abverlangt. Als es dunkel wurde, damit die Nacht hereinbrechen konnte, waren sie nicht wählerisch, ein Lager auszumachen. Die alte Ratte bezog einen Wachposten, um die Gruppe zu beruhigen. Erschöpft und mit traurigen Gesichtern schliefen die Tiere ein. Gräser und Felsen boten ihnen Schutz. Das Eichhörnchen riss im Erwachen vor Entsetzen betäubt die Augen auf, um in den abgetrennten Kopf der alten Ratte zu starren. Herausgerissene Gedärme und zertrenntes Fleisch waren über den Waldboden verstreut und lagen in einer länglichen Blutlache, darin das Eichhörnchen. Die alte Ratte wurde enthauptet. Die kleine Ratte und der Hase erwachten und schreckten zurück, gleichfalls leblos. Es gab kein Geschrei, keinen Laut. Die drei Tiere flohen mit hastigen Schritten vor dem grausigen Schauspiel, unfähig zu trauern oder zu schreien. Niemand sah sich um. Furcht beherrschte sie und sie verloren sich in bewusstloser Wut, in der sie wanderten, bis die totale Erschöpfung sie zur Ruhe zwang. Das Eichhörnchen überkam seine Furcht und Entsetzen. Die Gruppe verlangte nach einer besonnenen Führung, denn der Wald war gefährlich und die beiden jungen Tiere begannen, sich in Angstschreien und lautstarken Tränen zu ergehen. Das Eichhörnchen sprach zu ihnen, beruhigte sie und ließ sie nach Nahrung suchen, damit sie sich ablenken ließen. Mit großer Willenskraft und Feinfühligkeit gelang es dem Eichhörnchen, die beiden jungen Tiere bis zur Dämmerung zu beruhigen. Alsdann sie völlig erschöpft ein Lager aufgeschlagen hatten, begann die Tiere um den alten Freund, die väterliche Ratte zu trauern. Jeder weinte und trauerte für sich und niemand sprach ein weiteres Wort. Das Eichhörnchen, das sich nun in der Pflicht wiederfand, die beiden jungen und unerfahrenen Tiere zu schützen, hielt Wache über das Schlaflager. Trauer und Entsetzen hielten Hase und Ratte wach, bis die aufgebaute Erschöpfung sie einschlafen ließ.

Die ersten Sonnenstrahlen trafen bereits die Spitzen der Gräser, da schliefen die Tiere noch immer, mit bleiernen Gliedern und fiebrigen Köpfen. Sie waren antriebslos und verloren sich in ihren Träumen. Doch Schmerz und Furcht waren wach geblieben und ließen die kleine Ratte ruckartig und verkrampt auffahren. Ihre müden Augen waren weit geöffnet. Sie sah den Hasen. Dieser war aufgesprungen und erstarrt, mit atemloser, ungläubiger Miene. Es kostete die Ratte Sekunden, die Situation zu realisieren. Der Hase sah starrend zum Eichhörnchen, dessen Körper bäuchlings auf dem Boden lag. Ein Stein hatte den Schädel des Wächters zer-schlagen. Zähne waren zerschlagen, Blut in weiten Spritzern verteilt, Gehirn und Augen quollen hervor. Hase und Ratte waren betäubt und starrten minutenlang, stumpf und erstarrt. Ihre Blicke verloren sich und mit der schwindenden Betäubung fiel die blanke Angst über sie her. Sie fürchteten um ihr Leben. Es konnte kein Zufall sein. Wer mordete aus Vergnügen? Sie mussten verschwinden, sie mussten fliehen. Mit leblosen, fiebrigen Blicken rannten sie bewusstlos durch den Wald. Sie passierten unzählige Bäume, kleine Lichtungen und Felsformationen. Gräser schnitten ihnen

ins Gesicht, doch sie liefen unaufhaltsam weiter. Die Tageszeiten wechselten. Ihre Münder waren trocken, ihre Häse und Lungen waren entzündet und ihre Muskeln brannten unter der Anstrengung. Doch sie erlangten kein Bewusstsein, die Furcht kontrollierte sie. Als das Licht am späten Nachmittag den Boden und die Köpfe erhitze, fielen Ratte und Hase aus vollem Lauf zwischen die Gräser. Keines der beiden Tiere rührte sich. Ihre Körper waren zerschnitten, ihr Fell verstaubt und dreckig, ihre Lippen aufgerissen, ihre Augen ausdruckslos. Sie zogen rasch und gierig nach Luft. Ihre Mägen waren leer. Sie selbst waren so müde, dass sie sterben hätten können. Doch ihre wild pumpen-den Herzen hielten sie wach. Als die Nacht sich langsam über den Wald einteilte, lagen sie noch immer unbewegt zwischen den Gräsern. Dort fielen sie in einen tiefen Schlaf.

Es war noch kühl und grau. Die Vögel begannen zu singen. Die Ratte schleppte ihren kleinen Körper durch feuchtes Gras. Mit äußerster Anstrengung und unter Schmerzen hatte sie ihren erschlagenen Körper aufgerichtet. Sie suchte nach dem Hasen. Sie wusste nicht, wann sie sich getrennt hatten. Sie wusste nicht, ob sie sich getrennt hatten. Mit mühseligen, schwachen Bewegungen schob sie Grashalme und Blätter beiseite, um die liegenden Baumwurzeln und Stämme zu untersuchen. Ihr Verstand war benebelt, ihre Beine waren taub und schwer. Sie hatte schrecklichen Hunger. Sie musste ihren letzten Freund finden, damit sie zusammen weiterziehen. Die kleine Ratte stolperte durch eine Wand von Gras auf eine kleine Lichtung am Fuße eines großen Baumes. Der Hase hing dort. Der leblose Körper hing schlaff an einem langen Hals, in Ranken aufgehängt, an den Baumstamm gelehnt. Die Füße hatten augenscheinlich am Waldboden nach Halt gesucht. Die Arme hingen in der Luft, das Gesicht war zu einer Fratze verzerrt. Sobald die kleine Ratte ihren toten Freund erblickte, wurde sie taub. Die Gesichtszüge entglitten ihr und sie öffnete den Mund für einen Schrei. Tränen schossen ihr aus den geweiteten Augen und flossen über das Gesicht. Ihre Pfoten zogen am eigenen Fell, um die schwellen-de Trauer und die gaffende Leere zu überblenden. Ihr entwich ein lauter, schriller Schrei. Sie stolperte zurück und die Furcht zwang den tauben Körper zur Flucht. Sie floh durch das Unterholz, durch die Gräser und unter den Wurzeln hindurch. Furcht und Trauer hämmerten in ihrem Schädel. Speichel, Tränen und Nasenschleim liefen in langen Fäden durch ihr schmutziges Fell. Sie hastete in aller Kraft über den erhellten Waldboden. Ihr Herz schlug gewaltsam und schnurrte ihr den Hals zu. Plötzliches Licht blendete sie so, dass sie fiel und in eine Böschung hinabstürzte. Sie schlug auf, rollte in hohes Gras und lief weiter, bis sie stolperte und erneut stürzte. Unter Schmerzen wendete sie sich, fand sich in einem Feld wieder und sah zwischen den unzähligen Grashalmen hindurch in einiger Entfernung den Wald, den sie in ihrem Spurt verlassen hatte. Sie rang nach Luft und lauschte in die Stille. Der Horror besaß keinen Namen und kein Gesicht. Blut schoss ihr aus dem Schädel, beschwerte ihr die schmerzenden Glieder und hinterließ eine fiebrig rasende Angst. Ein Anblick der brutal hingerichteten Freunde jagte ihr durch die Stirn. Die Ratte blieb still, lauschte und suchte ihren Atem. Keine ganze Minute verging, da erschien unter vereinzelter Zirpen und Zwitschern, ohne ein Geräusch ein Hase zwischen den Bäumen des Waldrandes, wankend und mit schwerfälligen, ruckartigen Bewegungen. Der Hase blieb unvermittelt zwischen den Bäumen der Waldgrenze stehen. Der Wald hüllte diesen in Schatten. Die Sonne blendete. Bei dem Anblick erschrak die Ratte und eine Unzahl an Gedanken benebelte ihr das Gehirn. Regungslos saß der Hase dort in der Dunkelheit und starrte. Seine Blicke durchsuchten die Ebene aber sie konnten nichts finden.





anansaal

dunkelrot rauschendes gedärm

zarte schuppen terrine

muränen würgen zungenpasta

boris vian grüßt

heer güldener polaroids

blitzendes fruchtwasser

weiß kochend scharf

der feine patissier scheint rein

das prekariat kräftigt weiße tücher

EULENSPUREN

fleischfarbenes unbändig
ist der schwarze fluss
monumentaler fischlaich
in luv und lee
see meer benommenheit
eckige schwangerschaft
desidiert flüchtige
haar trümmer
verräterisch beengter kauz
im feuer glänzend matt
schroffe raster
quellen herzhaft
philipe soupault vernimmt





LACHSBAUM

zügig schlurfend
bein wiegt schwer
biegt weit
fallen fiebrig hinab
des fisches filet
hängt zaghaft nah
hasen nagen am geäst
räudiges schuh fell
baum schaum brei
beugt zerkaut im wind

TURMFALKE

warne fäden spannen weich gebläht
beranken fiebrig blasse bitterkeit
mundwerke weiden land
und die vermengte verwurzelung
stellt unrat sinkend dar
im weg der turmfalke
so ledrig groll der frau
bakterienteppiche warten im tal
heumilch weich im tau





WASSERLILIE

.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....

Therese hat Angst vor Ratten. Eulen hingegen liebt sie. Komisch, beide sind Geschöpfe der Nacht und diese hat Therese doch gern, viel lieber als den Tag. Der Tag fordert Taten von Therese. Hell, laut, schnell. Sobald jedoch die Dämmerung des Abends einsetzt und das strahlende Blau des Himmels wird zum blassen Rosa, das zuweilen glutrot leuchtet, geht Therese hinaus und sucht. Oft sieht sie den roten Himmel, der ab und an unter grauen Wolken verhangen ist. Aber das ist ihr ebenso recht, dann begegnen ihr nur wenige Menschen, die das tägliche Blau ebenso als schön empfinden wie den glutroten Abendhimmel. Nichts wissen sie. Sie eilen nach Hause und schon erschlaffen sie in wohlige Trägheit, bevor die häusliche Tür erreicht ist. Sie freuen sich auf den Fernsehsessel, ein gutes Buch, einen gemütlichen Abend zu zweit.

Grauer Mantel, dunkles Rotkäppchen, klein, schwächling, flink. Sie huscht wie eine Ratte durch die in schwerer Schwärze versinkenden Straßenschluchten der Stadt. In ihrer kleinen Wohnung hat Therese schon einige von ihnen.

Das ist Thereses liebstes Hobby. Ordentlich aufgereiht hängen sie in Glasrahmen an der mit vergilbten Blattmustern tapezierten Wand. Eine neben der anderen, Knochen für Knochen. Manchmal hat Therese Glück und kann ganze Skelette zusammensetzen. Die Nacht ist so schön und friedlich, dass es ihr schier unmöglich scheint, des Nachts zu schlafen. So unwahrscheinlich ist es in diesen Stunden, dass es je wieder anders sein wird. Mächtig und umsorgend zugleich gibt sich die Nacht. Es scheint unmöglich, dass auch tiefste und finsterste Nacht doch unweigerlich der zarten und so schwachen Morgendämmerung weichen muss. Thereses Wunsch ist immer nur eins: Liebste Nacht, bleib doch einfach. Es müsste dir doch ein Leichtes sein, einfach nicht zu gehen.

Therese ist dann wie gelähmt. Licht tut ihren hellblauen Augen weh. Sie sind von einem zarten Himmelblau, darin ein Stück der morgendlichen Dämmerung eingefangen. Wahrscheinlich ziehen sie das Licht wie magnetisch an. Es strömt in sie hinein, bevor Therese die Augen zusammen kneifen kann, füllt ihre Augäpfel aus, dehnt sich aus. Ihr Schädel muss jeden Moment zerplatzen.

Aber jetzt ist es ja zum Glück noch dunkel. Und beim schäbigen Schein eines kleinen Kerzenstumpfs bastelt Therese weiter.





~~Simon~~

In China essen sie Hunde und in Peru Meerschweinchen. Das weiß Simon zumindest aus dem Fernsehen. Wo Peru liegt, weiß er nicht so recht. Wohl nicht hier in der Nähe, denn dann hätte er davon gehört oder wäre mit Mama mit dem Auto auf dem Weg in die Stadt durchgefahren. Im Supermarkt könnten dann auch die Leute aus Peru Meerschweinchenkeulen kaufen, wenn sie sie braten wollten, zum Beispiel an einem Feiertag. Links neben den eingefrorenen, nackten und kopflosen Hähnchen und rechts von den Kroketten sowie gegenüber vom Speiseeis läge so ein kleines Fleischbündel, eingewickelt in Plastikfolie, übersät mit Eiskristallen, ganz rosig und prall, aber doch nicht warm und weich. Eigentlich würde Simon es auch gern mal essen, so ein Meerschweinchen. Es gibt vieles, was Simon schon gegessen hat. Aber nicht annähernd so viel, wie er es gerne täte.

PATRICK

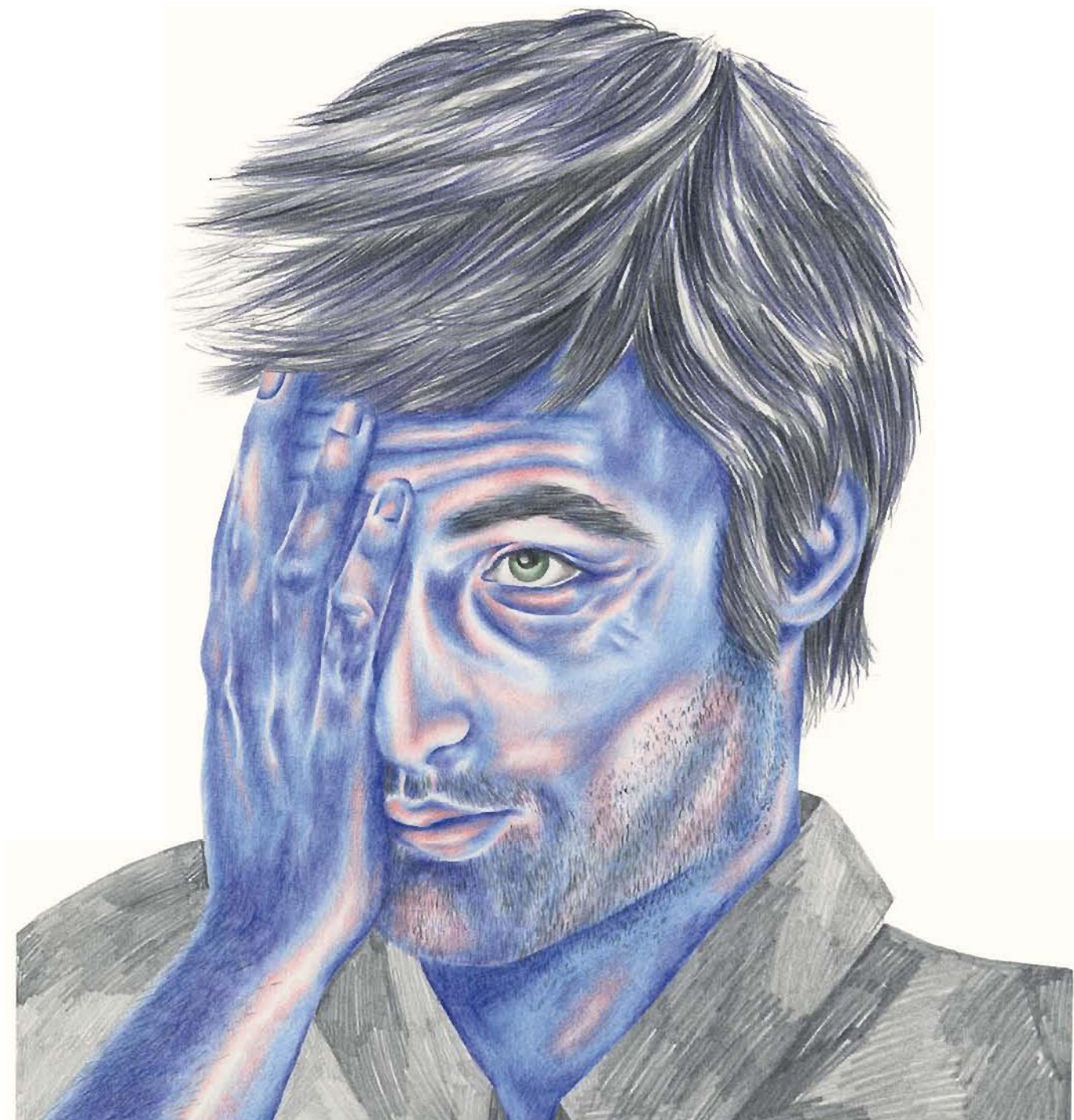
Vielleicht sollte Patrick mal wieder ausgehen. Oder zur Polizei. Aber das bringt ihm doch nichts! Was würde er denen sagen? Er will nicht alles aufgeben. So ein schönes Schlafzimmer, so eine schöne Wohnung. Viel liegt ihm an den kleinen Modellen auf dem edlen Kirschholzregal. Unter anderen steht da die rote Cessna, eine Nachbildung des einmotorigen Propellerflugzeugs mit metallenen Rotorenblättern. Und das Modell daneben ist ein grüner BMW M635 CSI, der erste Wagen seines Vaters. Das Modell hat Patrick noch, das richtige Auto ist schon längst verschrottet und sein Vater begraben.

Was würde der denn wohl sagen? Dass Patrick schlecht aussehe, würde der Vater wahrscheinlich sagen. Patrick's Mund fühlt sich trocken an, die Wangen hohl. In den letzten Tagen hatte er keinen sonderlich großen Hunger. Er sollte wirklich etwas essen, vielleicht würden dann auch die Kopfschmerzen weggehen.

Patrick fährt auch einen BMW, M3. Was denn passiert sei, würde der Vater gerne wissen. Er müsste ihm nun gestehen, dass was mit dem Wagen sei. Sein Vater würde in die Garage rennen und nachschauen. Er würde unter anderem Blut sehen. Das ist von einem Wildschwein, Papa, würde Patrick sagen. Alle wären froh, dass Patrick nichts passiert sei, aber Schade um das schöne Auto wäre es schon.

Patrick verdient ganz gut und es gibt viele schöne neue Modelle zurzeit. Er könnte Kathrin mitnehmen ins Autohaus, immerhin sind sie mittlerweile schon vier Jahre zusammen. Wer weiß, was die Zukunft bringt? Kathrin kommt gleich vorbei. Er sollte sie wirklich ausführen. Das wäre eine schöne Überraschung. Aber irgendwie kann Patrick nicht aufstehen. Reglos sitzt er auf dem Bett und starrt auf das Modellauto seines Vaters auf dem dunklen Regal.

Sein Vater würde ihm wohl raten, zur Polizei zu gehen.





Nicht viele Menschen befinden sich an diesem Tag auf dem kleinen Friedhof am östlichen Stadtrand. Es ist ein trostloser Novembertag. Fünfzehn Uhr dreißig. Es nieselt leicht.

Auf Ellens dunkelblauen Trenchcoat legt sich klamme Kälte wie ein Mantel aus tausend kleinen Wassertropfen. Leichter, schon den ganzen Tag anhaltender Regen scheint die Stadt eingeschläfert zu haben. Ellen atmet feuchte Luft ein und stößt sie durch den Mund wieder aus, wo sie kurz darauf wie feiner Zigarettensqualm im immer dichter werdenden Nebel aufgeht.

Ellen friert. Ihr Haar ist durchnässt und einzelne Strähnen kleben an ihrer Wange. Sie streift sich das Haar hinters Ohr und fährt sich mit den Handflächen über ihr kaltes, feuchtes Gesicht. Ihre Wangen fühlen sich heiß an. Zwei glühende Bälle in einem fahlen, erstarrten Gesicht. Niemand hält sich gern an so einem Tag draußen auf. Es ist wieder einmal einer dieser Tage, an denen Ellen komisch zumute ist. Aus unerfindlichen Gründen hat sie dunkle Ahnungen, klamme Ängste, fürchterliche Empfindungen. Es wäre besser, an diesen Tagen zu Hause in Sicherheit und Verschlussenheit der eigenen vier Wände zu bleiben. Der letzte Montag war ein Tag.

Ein ungutes Gefühl beschleicht Ellen. Drohendes Unheil kündigt sich an, schickt vermeintliche Boten, die nur für sie als solche erkennbar sind. Sie träumt in der vorangegangenen Nacht von Blut. Ellen weiß gar nicht mehr, wer oder was geblutet hat. War sie es selbst? Hat sie jemanden geschlagen? War es ein geschlachtetes Tier? War es ein Schnitt am Zeigefinger oder ein Messerstich ins Herz?

Es spielt gar keine Rolle. Auf diese Nacht folgt ein Tag, über dem das Unheil schwebt. Ellen ahnt, dass an diesem Tag jemand stirbt. Natürlich sterben die Menschen jeden Tag, zu jeder Stunde, in jeder Minute. Aber wahrscheinlich handelt es sich um einen Tag, an dem Ellen selbst fast gestorben wäre. Was das Schicksal anbelangt, so hat sie schon vor langer Zeit jegliche Gewissheit verloren und begnügt sich seither mit Zufall, Glück und Pech.

Ellen übersteht diesen Montag, wie sie zuvor schon immer wieder derartige Tage überstanden hat. Sie hat Glück, im Gegensatz zu der toten Frau in dem Mahagonisarg zwei Meter von ihr entfernt. Gestern war Mittwoch. Ellen las in der Zeitung Todesanzeigen, wie sie es täglich zu tun pflegt. Diese Dame starb am Montag. Ellen fühlt sich der Dame auf schaurig-schöne Art verbunden. So steht Ellen hier auf dem Friedhof mit sieben weiteren Trauergästen, den Pfarrer eingeschlossen. Sie nimmt an, dass an diesem Montag zwei Personen der spärlichen Trauergesellschaft ebenfalls verschont wurden. Sie blicken etwas schuldbewusst. Die unruhigen Augen suchen den Friedhof ab, als erwarteten sie eine Gestalt versteckt zu sehen, die sich zwischen den alten, bemoosten Grabsteinen herumdrückt. Ellen lächelt mitleidig bei dieser Vorstellung. Steif ist der kalte Mund, die trockenen Augen brennen von der Kälte. Sie denkt: Ihr Lieben, dass ihr wachsam seid, ist nur verständlich, dennoch vergeudete Mühe.

FRAU MARGOT VON ANSBERG

Ein Haufen frisch ausgehobener Erde türmt sich auf dem platten Gras. Das rechteckige, gut zwei Meter fünfzig tiefe Grab ist mit grünem Filz ausgekleidet, damit das nackte Erdreich nicht zu sehen ist. Die Umstehenden wirken unkonzentriert oder gelangweilt. Eine junge Frau starrt wie gebannt in das Loch. Zwei andere blicken unruhig umher, als widerstrebe es ihnen, den Sarg länger als zwei Sekunden anzusehen. Gerade so, als würde er sie einsaugen, wendeten sie die Augen nicht gleich wieder ab. Der Pfarrer zitiert aus Goethes Faust. Niemand hört richtig zu. Es wird wohl ums Sterben gehen, um den Tod, die Fatalität des Irdischen und so weiter.

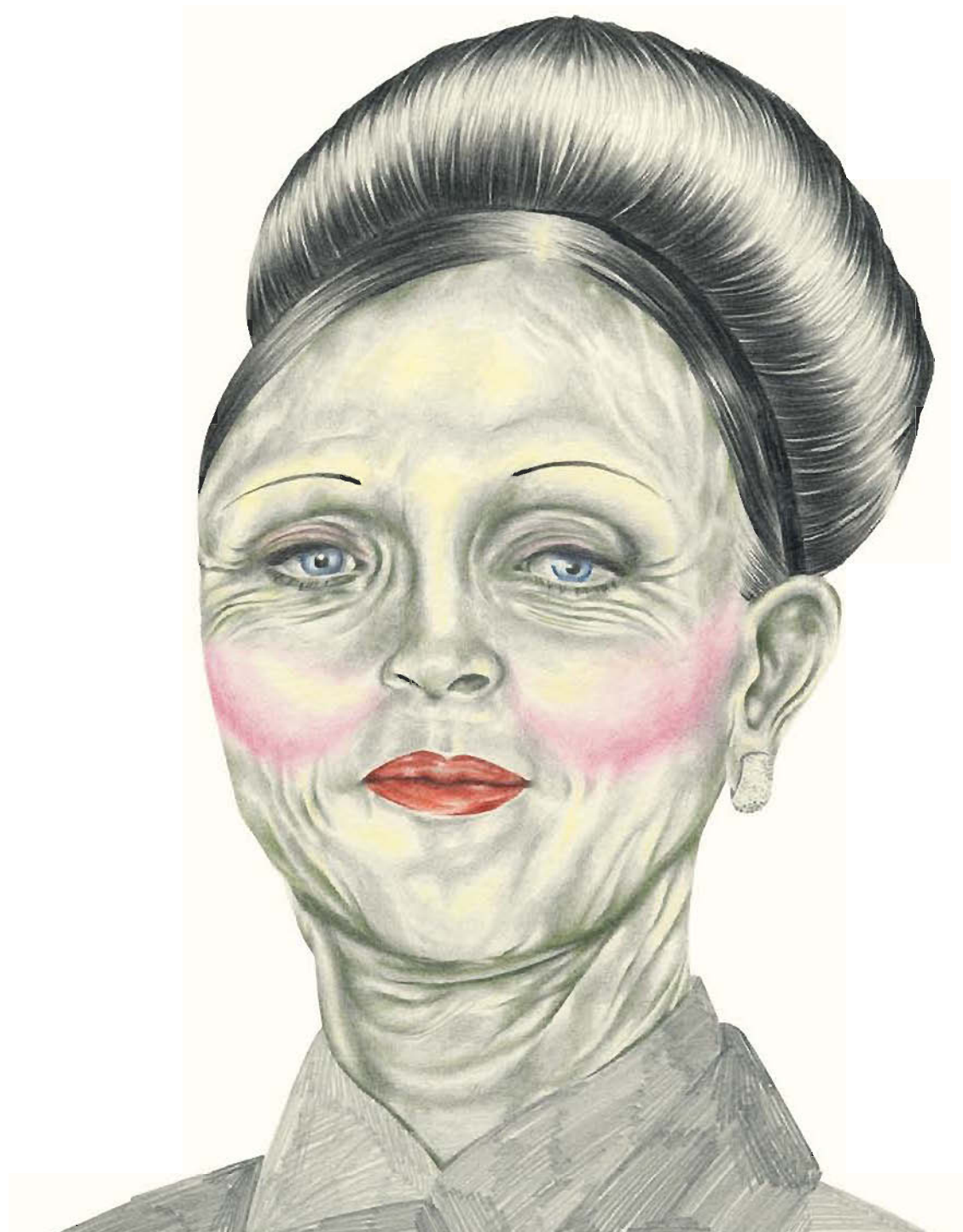
Die Grabrede hat Herr Dr. Kahl zur Beerdigung mitgebracht, der Anwalt von Frau Margot von Ansberg. Frau Margot von Ansberg hat ihm die Rede zusammen mit dem Testament vor ihrem Tod gegeben.

Der Pfarrer leiert sie runter, wenig begeistert, ohne Pathos und Anteilnahme. Normalerweise hat er eine vorgefertigte Version, die er ein wenig abändert und aufpeppt, je nach Art des Ablebens, Alters, Berufs und der Hobbies des zu bedauernden Verstorbenen.

Die junge Frau hat den Blick endlich vom Grab abwenden können und betrachtet jetzt scheu das Bild, das neben dem Mahagonisarg aufgestellt ist. Eine schwarze Schleife spannt sich über den rechten unteren Bildrand. Margot war noch nicht alt, erst letzten September ist sie 58 geworden. Acht Menschen stehen um ihren Sarg. Einer steht der Verpflichtung wegen, ein anderer bekommt ein üppiges Honorar. Drei sind hier aus Gründen der Dankbarkeit dafür, dass sie diesmal verschont wurden, aber auch aufgrund des daraus resultierenden Schuldgefühls. Acht Gäste, das sind mehr als im September. Margot von Ansberg bekommt ein Einzelgrab, auch wenn sie drei Ehemänner überlebt hat. Die wiederum haben alle in ihren Testamenten ausdrücklich verboten, die sterblichen Überreste dieser Frau auch nur in derselben Friedhofserde, geschweige denn unter derselben Grabplatte zu begraben. Wer weiß, ob sie nun nicht doch traurig oder zumindest ein wenig gekränkt über die spärliche Trauer wäre, die ihr Ableben bei der Menschheit hervorruft. Das Foto neben dem Sarg zeigt eine hagere Frau mit kunstvoll gerichtetem Haar und spitzem Mund. Streng und arrogant blickt sie auf die mehr oder weniger trauernde Gemeinde nieder. Als Margot vom Bauchspeicheldrüsenkrebs in ihrem Körper erfuhr, lies sie noch am selben Tag das Foto schießen. Botox und Lifting waren ab dann nämlich verboten. Ihre Haut ist so dick gepudert, dass sie leicht gelblich schimmert. Ihre Angestellten scherzten noch vor vier Monaten, als Frau von Ansberg eine immer ungesündere Farbe annahm, das sei die bittere Galle, die dieses Weib von Kopf bis Fuß durchfließe. Der Onkologe im Klinikum diagnostizierte dann aber doch eine vom streuenden Tumor hervorgerufene Unterfunktion der Bauchspeicheldrüse. Das hieß, dass die Giftstoffe im Körper nicht richtig abgebaut werden konnten. So hatte eine der Angestellten, die abergläubige Köchin ja doch irgendwie Recht gehabt.

Margot nahm die Diagnose ziemlich stoisch hin. Genauso zielstrebig, wie sie ihr Leben bisher geführt hatte und die Menschen darin beherrscht hatte, war es ihr Vorhaben, dies auch bis zum Ende weiterhin zu tun. Akribisch regelte sie alle ihre Angelegenheiten. Sie diktierte Dr. Kahl die Grabrede und das Testament, in dem fünftausend Euro für ein prächtiges, prunkvolles Grab vorgesehen waren, dessen Fertigung sie selbstverständlich schon zu Lebzeiten in Auftrag gab und den Steinmetz alle zwei Tage aufsuchte, um sich vom Fortschritt der Arbeit zu überzeugen. Sie verkaufte alle ihre Häuser und Autos, verreiste für drei Monate und starb dann.

So erklären sich nun auch die verbliebenen drei Trauergäste. Diese verlieren beim anschließenden Gespräch mit Margots Anwalt das triumphierende Lächeln und hätten den Sarg am liebsten samt der mitgebrachten Trauerkränzen mit den liebevollen Spruchbändern verbrannt. Frau von Ansberg hinterlässt der Welt nichts als ein opulentes Grab auf dem Ostfriedhof, das nicht mal die junge scheue Frau nach diesem Novemberdonnerstag je wieder besuchen wird.



EXPLOSION

Der Herr sah gut aus. Er trat adrett auf. Er hatte es eilig. Er zog seinen großen Reisekoffer hastig hinter sich her. Am Bahnsteig ertönte die Ansage für die Abfahrt. Die Zugtür ging genau in dem gleichen Moment zu. Ein Mann, der neben der Tür stand, half dem Herren seinen großen Koffer aus der Tür zu ziehen. Er bedankte sich höflich mehrere Male, lächelte, machte einen kleinen Witz und nahm Platz auf einem Notsitz.

Zwanzig Minuten ging die Fahrt schon. Der Herr saß immer noch in der Ecke. Der Zug erreichte seinen ersten Halt. Die Türen gingen auf und eine Masse von Menschen schwemmte in das Abteil. Die Menschen standen dicht gedrängt und bewegungsunfähig im Raum. Ein gerade fünf Jahre alter Junge stand an der Hand seiner Mutter direkt vor dem Herren, der dem Jungen zuzwinkerte. Dann stand er auf, fragte die Mutter, ob sie sich setzen wolle. Diese setzte sich hin, ein wenig verwundert über so viel Höflichkeit, aber dankbar für den Platz. Der Herr lächelte im Meer aus Köpfen. Doch im Bruchteil einer Sekunde verfinsterte sich seine Miene. Er bückte sich zu seinem Koffer, öffnete ihn. Einige Menschen schauten neugierig zu. Sie sahen eine abstrakte Apparatur aus Drähten und Lämpchen, die auf einem undefinierbaren Quader angebracht war. Der Herr legte soeben einen kleinen Schalter um. Ein Blitz, dann Stille, dann eine massive Explosion, die das Abteil in die Luft sprang.





~~ROHRBRUCH~~

Da war es wieder. Still und leise rollte es an. Max hatte es schon früh bemerkt, dass da etwas nicht stimmte, doch war es noch lang nicht kritisch. Er wusste aber. Was sich da langsam anbahnte, kam einem Panzer gleich. Es war schon einmal so gewesen und das wollte er nicht noch ein Mal erleben. Zudem fühlte es sich dies Mal auch ein wenig seltsamer an. Das machte ihm Angst.

Die Tage vergingen. Max' Zustand wurde weder schlechter noch besser. Inzwischen war Herbst geworden. Durch das kalte Wetter hat sich Max eine Grippe eingefangen. Zwei Tage war er nun schon ans Bett gefesselt, hatte Schnupfen und Fieber. Geschwächt durch die Krankheit, schlief er fast den ganzen Tag. Nur für eine kleine Mahlzeit schleppte er sich in die Küche. Er hatte den Weg der Genesung eingeschlagen, als seine Träume die immer gleiche Handlung bekamen. Sobald er die Augen schloss, war er in diesem Keller. Dort roch es nach nassen, modrigen Wänden. Max öffnete die Tür zu einem Raum, der auf den ersten Blick leer aussah. Doch dann bemerkte er in einer Ecke, verdreht und zusammen gekauert einen leblosen Frauenkörper. Seine Luftröhre schnürte sich zu, er rang nach Atem und wachte schweiß gebadet auf.

Die Grippe war schon lange auskuriert, aber der Traum blieb. An einem Montag im Dezember wurde er beim Mittagessen von einem Sondereinsatzkommando der Polizei überrascht. Eine Frau um die zwanzig Jahre wurde bei ihm im Keller gefunden. Sie war die letzten drei Monate dort eingesperrt gewesen. Auf Grund eines Rohrbruchs hatte man den Raum öffnen müssen.

ZIGARETTEN

Der Mann wollte nur Zigaretten holen gehen. Es war schon recht spät. Manch einer setzte um diese Uhrzeit keinen Fuß mehr vor die Tür. Für ihn aber war das noch nie ein Problem gewesen. In seinem ganzen Leben hatte er noch nie Probleme gehabt. Klar, war er auch mal in einen Konflikt geraten und sicherlich ist der eine andere nicht auf diplomatische Weise gelöst worden, aber ein Problem wegen nachts auf die Strasse gehen überstieg bei Weitem seine Vorstellungskraft.

Es war fraglich, ob es überhaupt irgendeinen Auslöser gab. Ob allein das Erscheinen des Mannes in diesem Moment an dieser Stelle der Straße gereicht hatte.

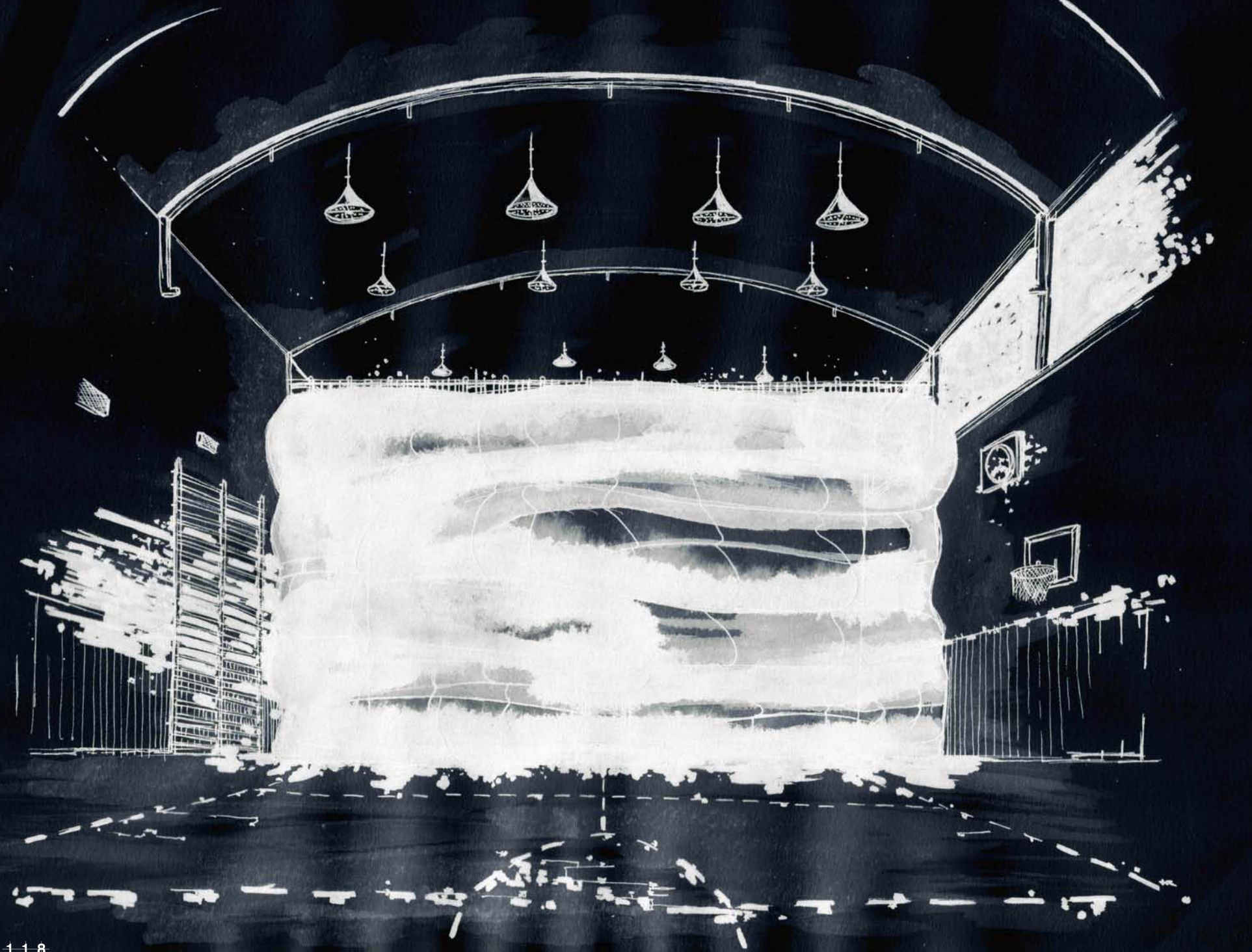
Der Mann hatte recht früh die drei Jungs im Lichtkegel der Laterne entdeckt, wechselte deswegen auf die andere Straßenseite, um nicht direkt an Gruppe laufen zu müssen. Als er auf der Höhe der Jungs war, rief einer von ihnen rüber: „Hey alter Mann, hast du ne Kippe?“ Der Mann ignorierte den kaum achtzehn Jahre alten Jungen und setzte sein Weg fort. Da brüllte der Kerl wieder: „Hey Alter, ich hab dich was gefragt. Bleib stehen, wenn ich mit dir rede.“

Nicht bereit sich mit derartig unhöflichen Leuten rum zu ärgern ging der Mann einfach weiter.

Stille umgab ihn wieder. Der Mann hatte die Jugendlichen gute fünfhundert Meter hinter sich. Am Ende der Strasse konnte er den Zigarettenautomaten sehen. Als er vor davor stand und nach dem Kleingeld suchte, hörte er hinter sich: „Alter Sack, du hast ja doch Zigaretten.“ Der Mann wollte sich grade umdrehen, als ihm ein explosionsartiger Schmerz von brachialer Gewalt jegliche Kraft und Atem nahm. Er ging zu Boden, merkte noch für einen kurzen Moment das warme Blut, das ihm vom Kopf über den Nacken lief. Dann war alles schwarz.

Als er wieder aufwachte, konnte sich der Mann nun von oben betrachten. Auf dem Bürgersteig lag sein kalter, ausdrucksloser Körper. Die Sonne ging mittlerweile auf, doch entdeckt hatte den Mann bis jetzt noch niemand.





GRAUER KORRIDOR

Still und grau liegt die dunkle Wolkendecke über den Häusern der Stadt. In deren Straßen herrscht die allmorgendliche Betriebsamkeit. Nur wenige Passanten halten inne und schauen abwartend hinauf zum Himmel. Sanft wandern die Flocken aus den Wolken zur Erde. Sie sind unregelmäßig geformt, grau bis schwarz. „Wie Schnee“, denkt Anna und beobachtet die hinabfallenden Flocken. Ihr Blick wandert über die Straße hoch zum Himmel. Eine Flocke berührt ihr Auge, schmilzt auf der Netzhaut. Aus Reflex schließt sie die Augen, reibt sich den vermeindlichen Dreck aus dem Gesicht. Jemand schreit. Etwas schreit.

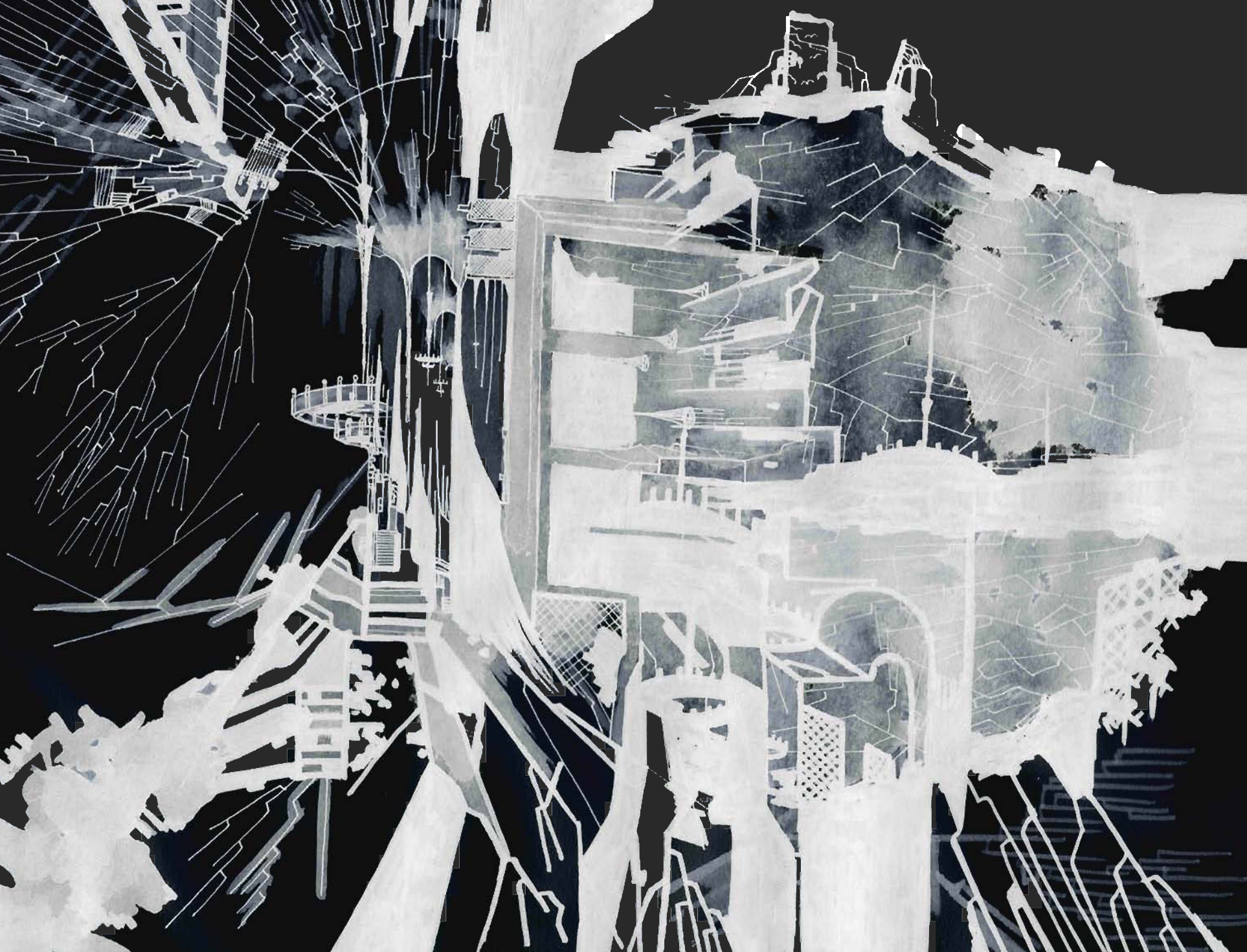
Annas Körper zuckt zusammen. Erschrocken schlägt sie die Augen auf. Mit dem Kopf liegt sie auf ihren Armen. Sie sitzt an einem Pult. Die Verwirrung legt sich und Anna wird es klar. Sie hat in der Schule geschlafen. Ein kurzes Grinsen huscht über ihr Gesicht. Das war schon das dritte oder vierte Mal diese Woche. Und heute ist erst Dienstag. In ihrer Klasse hat es niemand bemerkt, denn Anna gehört zu den fleißigsten und motiviertesten Schülern. Und wo findet man die? Ganz klar, in der letzten Ecke am Fenster, wo sie den ganzen Tag hinausschauen können. Draußen fällt still, größtenteils unbeachtet etwas Schnee. Es ist bitterkalt. Die sich gern im Schulhof versammelnden Möwen rücken zusammen und plustern ihre Federn auf. Ab und an schreit eine auf, andere schreien mit. „Vermutlich wurde ich von den Möwen geweckt“, überlegt Anna, während sie sich in der Umkleide zum Sport umzieht. Vor dem Spiegel im Waschraum bindet sie sich die langen, braunen Haare zurück. Ein letzter prüfender Blick und es geht Richtung Turnhalle. Quietschend fällt die Tür der Umkleide hinter ihr ins Schloss. Ein schmaler, fensterloser Korridor führt in die offene Halle. Hinter Anna quietscht erneut die Umkleidetür. Lang und wehleidig zieht sich der Ton durch den Gang. „Es scheinen wohl noch andere die Mittagspause zu nutzen, um sich in Ruhe umzuziehen. Vielleicht ist es ein Freund“, resümiert Anna und dreht sie sich mit einem Lächeln zur Begrüßung um. Der Korridor ist leer. Stutzig bleibt sie kurz stehen und versucht im dunklen grau die Tür zu erkennen. So laut das Quietschen war, so leise ist jetzt die Dunkelheit. Mit einem Achselzucken dreht sich Anna um und verlässt den Korridor. Die Sporthalle ist leer, die Hallenteilung heruntergefahren. Anna starrt auf die weißgraue Plane. Das weißgrau der Plane gleicht den milchigen Oberlichtern, die in den Raum fallen. An den Scheiben sieht man die Schatten des fallenden Schnees tanzen. Erst grau, dann schwarz. Plötzlich fährt ein wehleidiges Jaulen durch die Halle, vermischt mit dem Quietschen alter Türen. Erschrocken blickt Anna wie gebannt auf den türlosen Rahmen, der sich zum Korridor mit den Umkleiden öffnet. Unbewusst verschränkt Anna die Arme vor ihrer Brust, setzt langsam einen Fuß neben den anderen. Mit reichlich Abstand nähert sie sich seitlich dem Gang, aus welchem ein weiterer klagender Laut zu ihr strömt. Annas Lippen entkommt in unsicheres „Hallo. Ein lautes Krachen dringt als Antwort durch die Türen, hallt durch den Korridor, erfüllt die Turnhalle. Kurz verkrampten sich Annas Muskeln vor Schock, dann blickt sie nervös um sich. Sie spürt wie die Angst sie umfängt. Quietschend öffnet sich die Tür am Ende des Korridors. Ein tiefer Schrei versetzt wehklagend die Luft in Schwingung. Eiskalt fährt er über Annas Haut. Ihre Haare wehen leicht nach hinten, während sie die Tür mit aufgerissenen Augen fixiert. Der Schall lässt den Raum schwingen. Langsam tritt Anna ein paar Schritte zurück zur Mitte der Halle. Der Boden vibriert. Hinter Anna schwingt die große die Halle trennende Stoffplane. Wellen des vom Wind klagenden Schalls bilden ein Meer, antwortend oder gedrückt. Etwas kommt.

nahender Tod

Unbeholfen versucht der Körper durch die Tür zu gelangen. Er ist zu groß, hat lange, dünne Arme und Beine, die sich am Rahmen durch die Tür ziehen. Sein Rumpf ist krumm. Sein Wesen ist grau, leicht schwarz, seine Haut von diesem Farbton zerfressen. Selbst der schief aufsitzende Schädel ist fahl und grau. Mit weit aufgerissenen Augen starrt Anna in den Gang. Die Hände hält sie vor den Mund. Der Körper steht ihr gegenüber und hat keine Augen. Zwei schwarze Löcher klaffen in dem eingefallenen Gesicht mit den großen Nüstern. Die Nasenflügel beben heftig, während das Ungetüm die Luft förmlich einsaugt. Mit einem Ruck hebt es den Kopf und sprintet vorwärts Richtung Turnhalle, geradewegs zu seiner Beute. Anna rennt los. Ihre Turnschuhe knarren streng. Beinahe fällt sie hin, bevor sie zur Hallentrennung stürmt, zu dem schmalen Spalt zwischen Plane und Wand. Mit einem Hieb schlägt sie den schweren Stoff zur Seite, quetscht sich an der hölzernen Vertafelung der Wand entlang, bis auf die andere Seite.

Mit lautem Krachen schwingen die Glastüren zum Innenhof auf. Anna rennt quer über den Platz, direkt zum gegenüberliegenden Gebäude. Sie stürmt durch die Eingangstür, weiter das Treppenhaus hinauf, bis zum ersten Podest mit einer Fensterfront. Nach Luft ringend stützt sich Anna auf der Fensterbank ab und sucht hektisch nach irgendeiner Bewegung im Hof. Nichts. Kein Wesen, keine Möwen, keine Menschen. Nur ein paar graue Flocken, die still vor dem Fenster zu Boden fallen. Annas Füße kribbeln vom Blut, das noch immer heftig durch ihre Adern strömt. Auch ihre Hände liegen zitternd auf der Fensterbank. Der graue Schnee fliegt in Wirbeln vor dem Glas und macht es schwer, etwas deutlich zu erkennen. Immer stärker streifen die Flocken am großen Fenster vorbei. Krach! Zwei dünne, lange Arme schlagen fest gegen die Fensterscheiben. An ihnen hängt ein verformter Körper, ein augenloser Schädel. Vor Schock schreit Anna auf, fällt rücklings auf die Treppenstufen und krabbelt diese rückwärts, auf allen Vieren, hinauf. Mit einem weiteren Schlag bricht die Fensterfront in große Scherben. Anna springt auf, hetzt über die letzten Stufen der Treppe, rennt durch den Flur, durch eine schwere Flügeltür. Panisch stoppt sie, reißt einen Dekovorhang neben der Tür herunter und wickelt diesen stramm um die alten Holzgriffe der Doppeltür. Die Enden des Vorhangs zieht sie fest zu sich. „Öffnet sich die Tür, ist sie tot“. Bei diesem einzigen Gedanken schlägt das Wesen jaulend von draußen gegen die Tür. Der Stoß wirft Anna fast zu Boden. Der Stoff um die Flügeltür verliert für einen Moment die Spannung. Durch den entstandenen Schlitz schießt eine fahle Hand, greift nach dem ersten, was sie zwischen die Finger bekommt. Schreiend vor Schmerzen stürzt Anna mit Kopf und Körper gegen die Tür. Sie spürt, wie sie an ihren Haaren zur Mitte gezogen wird. Mit einem Kraftschrei wirft sie sich zur Seite, den Vorhang tief in ihre Fäuste geballt. Der Stoff rast in seinen Windungen um die Türgriffe, strafft sich und knallt die Hälfte der Türen fest zusammen. Der Schmerz ist unerträglich, die zerquetschte Hand reißt Anna zahlreiche Haare aus dem Kopf. Ihre Schreie vermischen sich mit denen des Monsters, das sich gegen Tür mit verkrümmten Körper wirft. Der Schall, die Bewegung des großen Körpers lassen den Raum beben. Der Saal vor Annas Augen schwankt erschüttert. Vor den Rautenfenstern tobt wild dichter Schnee. Er scheint schwarz und seine Schatten rasen bedrohlich über den Boden zur Tür. Ein weiterer Schlag von außen bringt diese zum Ächzen, deren Rahmen der einwirkenden Kraft kaum mehr standhalten kann. Ohne zu weinen laufen Tränen über Annas Wangen. Ihr Blick ruht auf der Decke, wo sich mit jedem Schlag die kupfernen Leuchter hin und her wiegen. Sie mag nichts anderes mehr sehen. Keine Schatten, keinen gebrochenen, zuckenden Finger zwischen der Tür. Einmal mehr schwingen die Leuchter durch den Saal. Die Tür bricht aus dem Rahmen, die Fenster zerbersten unter dem Druck des Schnees. Anna stürzt zu Boden. Sie schließt ihre Augen, lässt den Vorhang aus den Händen gleiten und drückt diese fest auf die Ohren. Im Geist versucht sie sich an den Schrei der Möwen zu erinnern. Er klingt nicht schön, aber besser als der nahende Tod.





KOPIERTER GEIST

Fern den Schreien der Möwen spricht jemand. Mehrere. „Er kommt zu sich. Die Vitalfunktionen sind im normalen Bereich.“

Sie liegt. Zwei Männer stehen zu ihren Seiten. Es sind keine Ärzte.

Sie richtet sich auf. Ihr Körper rutscht herab. Ihr Blick ruht auf ihr selbst. Sie sitzt auf einer Liege und ertastet eine Art Visier vor ihren Augen. Ihr Spiegelbild bewegt sich nicht synchron und trägt weder ein Visier, noch einen verkabelten, schwarzen Anzug. Einer der Männer mustert aufmerksam ihre Verwirrung, dann reicht er ihr einen kleinen Spiegel. Die Augen sind grau, die Haare blond. Vor ihm auf einer Liege sitzt Anna. Ihr Haar ist lang und braun. Ihr Blick trifft unsicher seinen. Mit strenger Miene wendet er sich zu einem der anderen Männer im Raum. Dieser entgegnet ihm mit einem Lächeln: „Zu den Nebenwirkungen gehört unter anderem ein kurzer Identitätsverlust, beziehungsweise eine fremde Identität. Aber ich denke, wir haben uns gerade selbst entdeckt.“

Mit einem bestimmenden Nicken zu seinem Assistenten setzt sich dieser in Bewegung, nimmt Anna am Arm und führt sie aus dem Raum. „Ich denke, für uns reicht es heute auch. Wir sehen uns morgen. Ach so, den Spiegel darfst du behalten.“

Mit diesen Worten schließt der Mann die Tür hinter sich und nur er bleibt allein auf der Liege zurück. Er atmet tief durch, dreht das Visier in seinen Händen und betrachtet seinen Anzug, der über die Kabel an einem Rechner angeschlossen ist. Diese Technik ist nicht neu. Schon oft haben vom Leben gelangweilte, Abenteuer, Liebe, Irgendetwas in der Illusion gesucht. Doch selbst die beste künstliche Welt konnte das Gehirn nicht ewig täuschen. Er ist aber nicht vom Leben gelangweilt. Der Rechner vor seinem Körper beherbergt auch keine kreierte Welt. Im tiefen Metall ruht eine Kopie, Annas Geist digital gebannt. Er hat ihn gesehen, er hat ihn für einen Moment über seinen eigenen gelegt. Es ist wie eine Erinnerung, in der man sich selbst im Nachhinein sieht. So persönlich. So fremd. Mit der Distanz zum Erlebten kehrt auch sein Verstand zurück. Sein Name fällt ihm sicherlich auch bald wieder ein. Dennoch, der Markt für diese Form der Unterhaltung existiert. Er selbst als reine Testperson fühlt sich schmutzig, den kopierten Geist benutzt zu haben. Andere werden es lieben und sich vergessen. Er bemüht sich, diese Gedanken zu unterdrücken und beginnt sich Kabel für Kabel von dem Rechner zu trennen. Behutsam legt er das Visier und den Anzug auf die Liege, zieht sich um und verlässt das Zimmer. Quietschend fällt die Tür hinter ihm ins Schloss. Der Flur ist schwach beleuchtet, ruhig, leicht grau. Der lange Raum ähnelt einem Korridor und ist an einer Front von Fenstern durchbrochen. Auf der anderen Seite sind die Türen der Patienten oder deren Therapieräume. Das weiß er nicht. Er blickt wieder zu den Fenstern. Draußen ist es bitterkalt. Auf der Einfahrt haben sich ein paar Möwen versammelt und streiten sich um den besten Platz am Abluftschacht der Heizung. „Die Schreie dieser Vögel sind furchtbar“, denkt er. Er blickt hinauf zum Himmel. Ein paar Schneeflocken schweben einsam herab auf den Asphalt. Hinter ihm quietscht erneut wehleidig eine der vielen Türen. Genervt dreht er sich um. Der Korridor ist leer. Beunruhigt macht er sich auf den Weg zum Ausgang, greift unterwegs in eine seiner Hosentaschen und zieht den kleinen Spiegel hervor. Nervös mustert er sich selbst. Graue Augen, blonde Haare, alles in Ordnung. Es sind bloß Nebenwirkungen, beruhigt er sich selbst und geht zügig durch die Glaspforten. Vor ihm reagiert die Automatik der Schiebetüren und ein tiefer Ton bläst mit dem Wind in das Foyer. Seine blonden Haare wehen zurück und Schnee fällt ihm in die Augen. Die Türen schließen sich wieder. Der jaulende Wind stoppt. Vor der Klinik tobt der Schnee, peitscht wild gegen das Glas. Er hört das Quietschen vieler Türen, klagend aus dem Korridor, dröhnend tief in seinen Ohren. Die Möwen schreien, jemand schreit, etwas schreit. Etwas kommt.

TROPHÄEN

Der Sommer war schwül, unerträglich lang. Wenn der Tag ging und die kühle Nacht begann, hallte das Knacken und Ächzen der Holzdielen durch die sonstige Ruhe im Haus. Die ersten Wochen nach ihrem Einzug hatte es sie oft aus dem Schlaf gerissen, aber mit der Zeit gewöhnte man sich an viele der weniger gängigen Dinge in ihrem neuen Zuhause. Das alte Steingebäude und der angebaute Stall hatten sie zum Kauf bewegt. Hier war es ruhig, beinahe einsam, genau das Richtige für eine gestresste Karrierefrau. Fasziniert war sie vor allem von dem ehemaligen Stall. Dort schien das Licht in staubigen, dennoch grellen Strahlen durch die Holzkonstruktion des Daches auf einen langen, offenen Raum hinab, der von oben bis unten mit den unterschiedlichsten Hinterlassenschaften ehemaliger Hausbewohner gefüllt war. Hier lag und hing alles: Kleidung, Geschirr, Lampen, Stoffe, ganze Schränke. „Vielleicht...“, dachte sie bei einem ihrer Besuche im Stall, „...finde ich hier auch einen der vielen fehlenden Schlüssel im Haus.“ Es erwies sich jedoch als schwierig und nervtötend, in dem endlosen Unrat etwas zu suchen. Die Schränke hatte sie erst gar nicht durchsucht. Zum einen strömte aus ihnen ein strenger Geruch. Zum anderen fehlten die Schlüssel. Am Ende ihrer erfolglosen Suche war ihr schicker, grüner Mantel dann auch voller Staub. Fast so grau, staubig und fleckig wie die Kleidungsstücke, die wahllos an den Querbalken des Stalls hingen. Unzufrieden lag sie am Ende dieses heißen Sommertages abends im Bett. Keine Schlüssel gefunden, Mantel versaut. Und selbstverständlich, ächzende Holzdielen im gesamten Haus.

Diese Nacht knackten die Dielen regelmäßiger. Als wäre jemand durch das Haus wandert. Kräftig gab das Holz unter dem Gewicht nach und ein weiteres Knacken hallte durch die Räume in ihr Schlafzimmer. Es war der Rhythmus von Schritten. Möglichst geräuschlos glitt sie aus dem Bett und schlich sich zur Tür. Der Boden ächzte nicht im Flur sondern über ihr, auf dem Dachboden. Zitternd öffnete sie die Tür zum Flur. Langsam ging sie an der Wand vorbei bis die Dielen unter ihrem Körper ein lautes Knacken von sich gaben. Mit ihren Schritten begannen auch die Schritte auf dem Dachboden zu rennen. Beide hetzten das Treppenhaus hinunter. Ihre Lunge schien zu bersten und auch hinter ihrem Rücken wurde ein Schnaufen hörbar. Die Haustür war nicht mehr weit. Zielsicher griff sie zur Klinke. Die Tür war zugesperrt. Mit einer Hand fuhr sie über das Schloss. Ihr Schlüssel war fort, die Schritte in der Dunkelheit so nah. Der fremde Atem fuhr feuchtwarm über ihren Nacken.

Am nächsten Morgen strahlte das Licht grell durch die Holzkonstruktion des Daches in den Stall. An einem der Querbalken hing ein weiteres Kleidungsstück. Saftig grün glänzte der Mantel zwischen den Lichtstrahlen. „Beinahe saftiger als das frische Fleisch in dem Räucherschrank“, dachte der bucklige Hauswirt. Er drehte den Schlüssel im Schloss. Die Tür war zu. Den kommenden Winter werde er nicht hungern. Zwischen den Trophäen all seiner Opfer sei auch die Berufskarriere jener Frau beendet.





DER HIMBEERSTRAUCH

Einst gab es zwei Länder, die über Generationen eine erbitterte Schlacht führten. Sie erfanden Maschinen und Waffen. Der Tod des Feindes war das gelobte Ziel. So nahm das blaue Laserfeuer vielen das Leben und die Erde war bedeckt von Gefallenen, vielfach gespiegelt, im blanken Metallpanzer ihrer Mörder. Neben diesem glänzenden Meer aus Tod lag stillschweigend ein drittes Land. Hier gab es eine Stadt, in deren Mitte ein Himbeerstrauch wuchs. Seine Wurzeln gingen tief in die Erde. Nur hier gediehen seine Früchte, denn ab den Grenzen seiner Heimat war die Erde zerstört und ihrer Schätze beraubt. Dort tobten der Krieg und der Wahn nach unendlichem technischem Wohlstand.

Früher bewarfen sich die verfeindeten Bewohner mit Steinen, Stöcken und Obst. Es folgte der Kampf mit Pfeil und Bogen und Katapulte schossen mehr Obst. Der Wunsch nach mehr Land hatte die Nachbarn in den Krieg ziehen lassen. Das dritte und kleinste Land war ihr Begehren. Dort wusste man von alldem nichts. Mit den Jahrzehnten vergaßen selbst die verfeindeten Fronten den Grund ihrer Schlacht.

Einst gab es zwei Länder, die über Generationen eine erbitterte Schlacht führten. Dieser Krieg ebnete die Lande, nahm Leben und Wohlstand mit sich. So standen die Menschen in den Trümmern ihrer kleinen Welt, von Hunger und Neid erfüllt. Ihr Blick wanderte auf ein drittes Land. Dort gab es alles, was sie beehrten. Getrieben von Hass und Gier überrannten sie das kleine Land mit der Stadt und dem Himbeerstrauch. Sie nahmen das Essen und das Leben derer, die nie dem Krieg begegnet waren. Eine metallene Flut, von blauem Feuer getragen, überschwemmte die Stadt und erstickte die Schreie des Elends. Da wuchs der Zorn und mit ihm der Himbeerstrauch. Seine dornigen Triebe schlugen aus und gruben sich tief in die Körper der Plünderer, zerschnitten ihre Leiber und gediehen prächtig aus ihren erstarrten Gesichtern. Mit peitschenden Hieben fing der Strauch die Kriegsmaschinen von Himmel und Erde, schlang sich eng um ihre metallene Haut und brachte auch ihnen im zermalmenden Griff ein Ende. Eine dichte Wolke aus Staub und Zerstörung legte sich über die Stadt, für den Moment vom blauen Laserfeuer und der Schreie der Angst durchdrungen. Allmächtig wanderten die Dornenäste des Himbeerstrauchs über das Geschehen, denn es tobte ein Krieg in diesem Land, der schon längst verloren war.

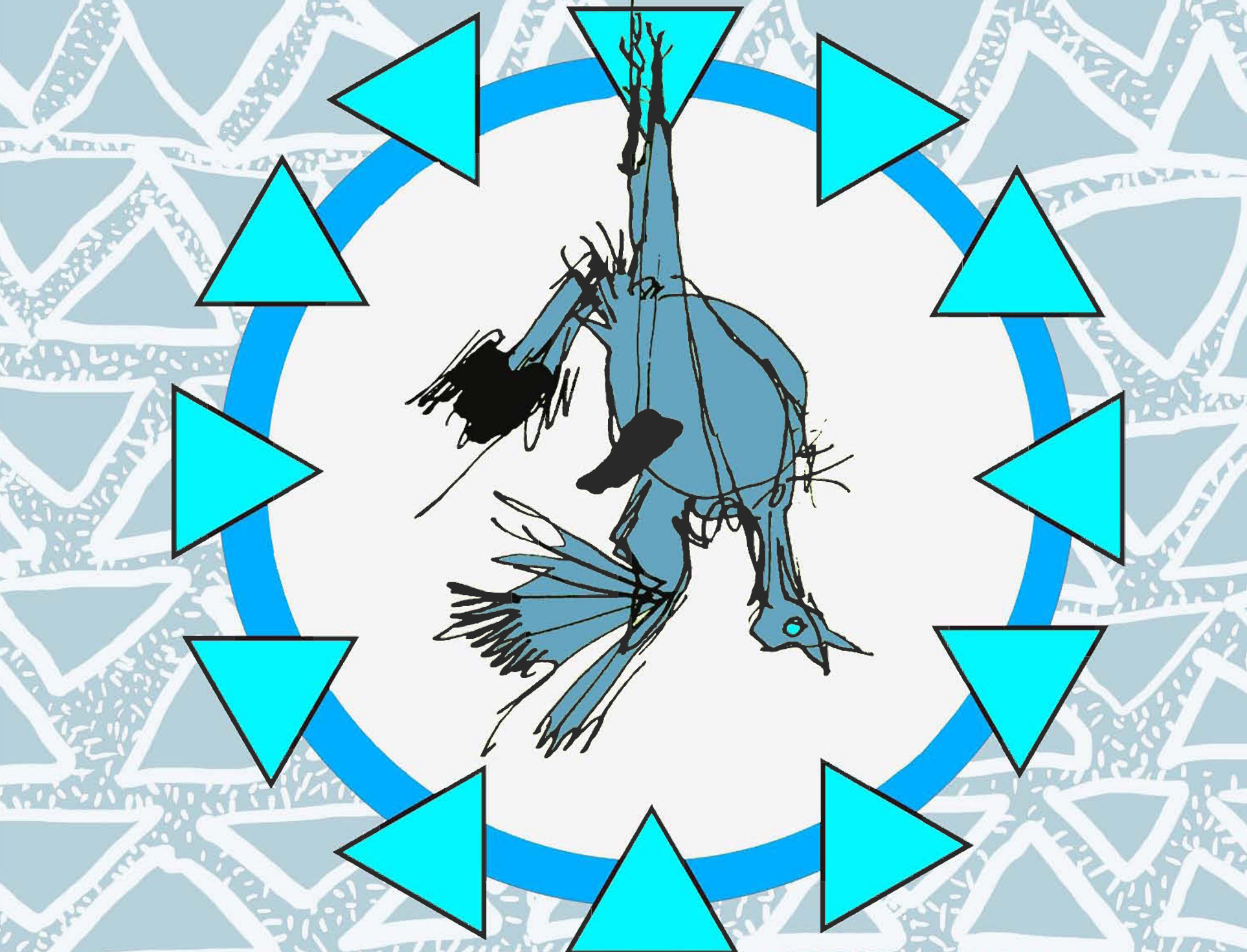
Einst gab es drei Länder, die verschwanden vom Antlitz der Welt. Ein Hain aus Dornen, ein schier endloser Himbeerstrauch nahm ihre Existenz. Seine Früchte sind süß und ein wenig bitter. Das Unglück ganzer Welten wird köstlich und vergessen, in einem Glas voll Marmelade.

~~ROTE SCHNEEFLOCKEN~~

Viele große Schneeflocken fallen zu Boden. Schneeklumpen fallen von den Häusern auf die Straße runter. Ein Mensch geht eingewickelt in Plastik. Rote Schneeflocken tropften von ihm runter. Der Mensch streift seine Füße durch den Morast. Rote Spur im Schnee entsteht. Der Mensch tritt Tauben tot. Dem Menschen tut es leid. Der Schnee hört nicht auf. Dieser Mensch mag keine anderen Menschen. Er denkt, der Schnee kommt von ihnen. Die Vögel landen auf dem Fenstersims mit Stacheldraht. Sie verletzen sich. Sie fallen auf die Erde runter. Der Mensch geht weiter. Die rote, nasse Spur wird immer länger. Immer schwerer kommt er durch den Schnee. Sein Plastik knackt leise, wenn ihn die Schneeflocken berühren. Mit Fingerspitzen streicht er die Schneeoberfläche. Er zieht hinter sich die harte, kalte, nasse, rote Schneespur. Der Mensch hält die Augen geschlossen. Er atmet fast nicht mehr. Immer langsamer drängt er sich durch. Es ist immer schwerer für ihn durchzukommen. Das Meer aus Schnee breitet sich aus.

Nasse Asphaltstellen blicken unter dem Meer durch. Es wäre unmöglich, auf diesen Schnee aus Blei zu rodeln. Der Mensch schaut nach oben, doch seine Beine knicken. Er hat keine Kraft mehr, sich durch den Schnee zu drängen. Er schaukelt schwach im Wellenwind. Der Schneefall nimmt zu. Der Mensch streichelt sein Gesicht mit den Händen. Der Schnee deckt den Menschen mit flauschiger Kälte zu. Die Flocken kleben an seinen Augen.

Es wird dunkel. Der Mensch spürt immer weniger die Schläge fallender Vögel. Irgendwann hört er nur noch das dumpfe Geräusch, dann nichts mehr. Auch das Licht und die Luft nimmt er nicht mehr wahr. Zuletzt ahnt der Mensch die klebrige Kälte und dunkle Stille. Dann ist für ihn alles verschwunden. Über der Schneeoberfläche fliegen rote Flocken.





DIE NEUESTE TECHNOLOGIE

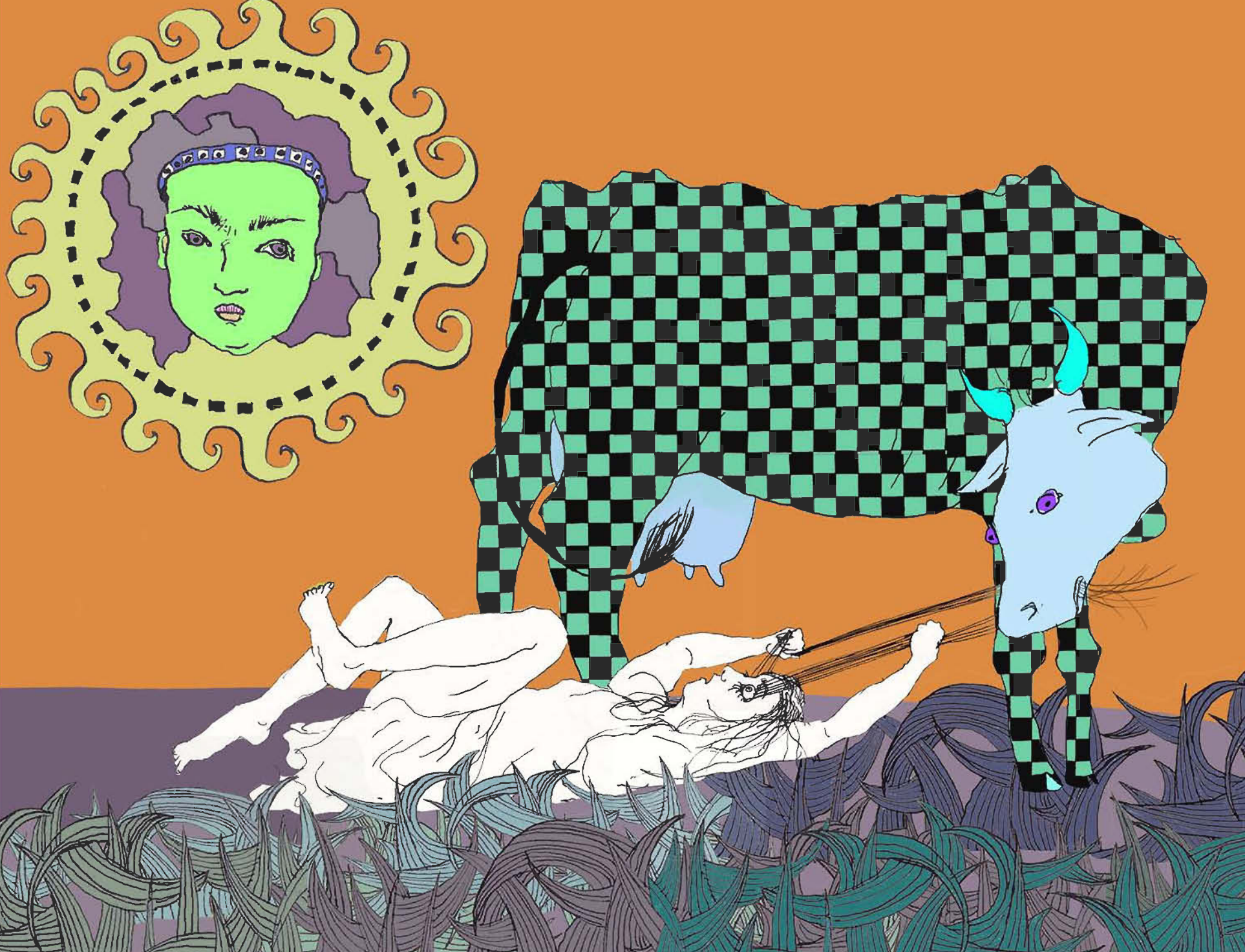
Auf der Basis von statistischen Daten sterben gerade massenweise Säuglinge und Kinder unter drei Jahren an Folgen der überwindbaren Infektion Interskrupulosis Circulosis, kurz IC. Die Wissenschaft betrachtet nun das Naturgesetz der Regeneration. Nach einem alten Brauch werden die Leichen der Menschen vergraben. Die darauf wachsenden Nutzpflanzen absorbieren die organischen Materialien. Große Menschenmengen sind durch den sich steigernden Bevölkerungszuwachs vom Hunger bedroht. Wissenschaftler schlagen vor, die an den IC-Folgen verstorbenen Kinder, nicht zu begraben, um dieses organische Material zu verwenden.

Eine neue Technologie entdeckt die Erreger. Beschädigte Zellen können von einem toten Körper entfernt werden. Durch Wärmebehandlung werden die Körper gesundheitsunschädlich pulverisiert. Wertstoffe wie Proteine, Kohlenhydrate und so weiter werden gewonnen. Dann wird die Masse mit Vitaminen gesättigt. Die Masse wird zu vollwertigen Fleischerzeugnissen aufgebessert. Die Qualität der Produkte wird in zugelassenen Lebensmittel- und Veterinärdiensten geprüft. Sie wird auf den Lebensmittelmessen vorgestellt. Bald soll die Masse in die Lebensmittelgeschäfte kommen. Semir Beck, Mitglied der Wissenschaftler Gruppe für das Projekt „Neues Fleisch“, sagt: „Diese Technologie ist eine neue Wendung in der Technik, Wirtschaft und in den Köpfen der Menschen. Wir haben einen Weg entdeckt, etwas zu verwenden, was noch nicht verwenden wurde. Leider funktioniert diese Technologie nur mit sehr jungen Körpern, aber in der Zukunft werden wir auch dieses verbessern. Wir hoffen, dass sich ein potenzieller Sponsor dafür interessieren wird. Wir warten auch auf andere Wissenschaftler, die uns beitreten möchten!“

Lange Wimpern

Wenn sie aufsteht, streift sie sich über ihre Wimpern. Die Wimpern sind leicht. Sie schaukeln auf der Kante des oberen Augenlides. Sie steht von ihrem Bett im Heu auf. Sie wadet im taufrischen Grass. Sie ist eine junge Hirtin. Sie treibt die Vögel auf dem Weg. Sie geht mit den Gänsen über die Wiesen und singt das Lied über die Sonne. Leichte sommerliche Brise weht. Die Wimpern der Hirtin werfen bewegliche Schatten auf ihr Gesicht und die Hände. Die Hirtin geht über die Weiden zu den Tieren, auf die andere Seite des Dorfes. Die Gänse gehen mit. Sie rupfen immer wieder an Grashalmen.

Plötzlich macht die Hirtin groß die Augen auf. Sie sieht eine riesige Kuhschnauze vor sich. Die Kuh und die Hirtin sehen einander an. Die Kuh blinzelt, kaut das Gras im Maul durch und geht dann zurück zu den saftigen Wiesen. Die Hirtin merkt, dass sich ihre Augen weiter und weiter öffnen. Noch nie hatte sie die Augen so weit offen. Erschrocken fasst sie ihre Wimper an. Etwas zieht. Sie dreht den Kopf zur Seite. Die Wimpern der Hirtin werden immer länger und länger, bis sie das Maul der Kuh erreichen. Sie kann nichts sehen, weil die Sonne sie blendet. Ihre Augen sind sehr trocken, das Gras kratzt sie am Hals. In ihrem linken Auge erscheint eine schwarze Silhouette, dann ein langer grauer Schnurrbart verdunkelt ihren Blick. Das ist der grüne Grashüpfer. Sie hält ihre Wimpern fest. Die Kuh lässt sie nicht los. Der Grashüpfer klettert in das Auge der Hirtin. Er zeigt sein Interesse an den Wimpern. Er nagt an den Wimpern des linken Auges dann steigt er auf die Nase der Hirtin und nagt an den Wimpern des rechten Auges. Bei dem letzten Bissen stoppt ihn die Hirtin. Jetzt kommt die Kuh und isst die langen Wimpern der Hirtin, die liegen bleibt. Ihre Augen sind so trocken, dass sie sie nicht schließen kann. Sie schleicht sich weg zum Milcheimer. Die Hirtin kann so gut wie nichts sehen. Sie nimmt das Eimer und gießt sich die Milch ins Gesicht. Endlich kann sie wieder sehen. Schmerzhafte blickt sie langsam auf. Das Bild wird klarer. Vor ihr weiden Kühe und Gänse. Die Sonne wärmt die Milch, deren fermentierter Gestank sich ausbreitet.





WINTER

Die Blätter sind gefallen
Fünf Soldaten im Irak liegen dahin
Die Kälte beißt sich durch
Eintausend hungrige Piranhas greifen an
Die Kälte sticht zehn Buschmesser in fünf gesunde Lungen
Sie macht müde drei Tage lang
Der Vatikan ist wieder teuflisch
Der schöne See erfriert
Zwei Obdachlose auf einer Parkbank werden entsorgt
Vier Kinder fahren fröhlich Schlittschuh
Währenddessen verursacht das Glatteises schwere Unfälle
Der Krankenwagen kommt zu spät
Schneechaos breitet sich aus
Der Winter ist schon da

DIE GESCHICHTE DES FARBROLLERS

Axel ist ein junger, frei schaffender, erfolgloser Künstler. Er arbeitet in seinem kleinen Atelier, das sich im Industriegebiet am Rande der Stadt befindet. Gerade malt er an einer Bilderserie für die regionale Ausstellung in der Gemeinde der Friedenskirche Markus. Die Bilder gleichen farblich dem Höllenfeuer als dem Frieden, der Wohlfahrt und der Nächstenliebe. Die Bilder sind abstrakt. Axel fertigt sie mit einer Walze an. Dazu hört er die Pianophase Siebzehn Strich Zehn von Steve Reich. Ausgelassen walzt er erdigfeurige Farbe auf das Zweihundert Gramm Papier der Marke Kraft.

Simon ist Axels bester Freund und ein mit gewissem Humor ausgestatteter, seit Ewigkeit im Filmbereich immatrikulierter Student. Simon will Axel besuchen. Eigentlich ist er mit ihm erst in drei Stunden verabredet. Um genauer zu sein, in drei Stunden und vierzehn Minuten. Weil aber Simon mit seinem Termin vorhin so viel früher fertig wurde, hat er vor, Axel zu überraschen. Simon weiß ganz genau, dass Axel gerade in seinem Atelier am Farbrollen ist. Er will Axel nicht nur überraschen sondern auch erschrecken. Axel weiß nicht, dass Simon gerade einem Kurzfilm dreht, in dem ein Kioskraub vorkommt. Darin trägt der Räuber eine bescheidene, schwarze Motorradmaske als Sturmtarnung. Diese Maske liegt mit anderen Requisiten im Kofferraum seines ansehnlichen, orangenen Opels Marke Scirocco. Das Auto gehört eigentlich Simons Großmutter, die es aber mehr fährt. So hat Simon den Opel für sich beschlagnahmt. Die Maske wird Axel garantiert erschrecken, haha, freut sich Simon.

Ein Geräusch aus dem Eingangsbereich des Ateliers unterbricht Axels Malvorgang. Axel scheint gerade aus seiner schöpferischen Hypnose gerissen zu sein. Noch in Trance zieht er unbewusst die Farbrolle vom Halter ab und hat nun den bloßen Halter in der Hand. Ohne zu zögern geht aus dem Arbeitsraum in den Eingang. Er stürmt die Tür. Vor ihm steht ein Mann verummter Mann. Es ist dunkel. Der Mann hält ein Messer in der Hand. Axel reagiert blitzschnell. Mit Schwung schlägt er auf den Maskierten. Dabei trifft er direkt das rechte Auge des Mannes. Der Farbrollerhalter steckt komplett in seinem Kopf und verschwindet in der Augenhöhle. Der Maskierte schreit irgendetwas. Axel hört deutlich die Laute A. Er fühlt sich angesprochen und dreht den Farbrollerhalter im Kopf des Maskierten um, dann zieht er ihn aus dem Schädel des Mannes. Axel schwingt den Farbrollerhalter wie einen Tennisspieler. Dann schlägt er ein zweites Mal auf den Maskierten, diesmal nicht von oben, sondern von der Seite, genau auf seinen Kehlkopf, das nun mit Blut spritzt. Das reicht erstmal aus, um den Eindringling auf den Boden zu bringen. Er scheint tot zu sein, denn er regt sich nicht mehr. Der Kampf dauert keine Minute, vielleicht sogar weniger als dreißig Sekunden. Natürlich weniger, ach völlig egal, wie lang. Wichtiger ist, sind da noch mehr Delinquenten? Wie ein mutiger Ritter seinen Schwert auf der Hut hält Axel den blut tropfenden Farbroller wieder fest und sicher in der Hand. Er huscht umher in dem dunklen Raum und späht nach draußen durch das kleine Fenster. Niemand ist zu sehen. Ist also keine Gefahr mehr? Axel zieht den Vorhang zu und hastet zum Lichtschalter. Erst einmal Licht an! Stop, schießt durch seinen Kopf. Wie kam der Maskierte hier rein? Einzig sein Freund Simon hat den zweiten Schlüssel.

Simon, denkt Axel gelähmt und starrt auf die Klamotten und Statur des Maskierten. Axel ist schockiert, überall Blut, eben hat er noch gedacht: Wer ist das Schwein, und nun hat er eine grausame Vermutung. Axel zieht dem Maskierten die Sturmmaske vom Kopf. Dabei benutzt er den Farbrollerhalter als Haken. Er dreht den zugerichteten Schädel mit dem furchtbar kaputten Gesicht zu sich. Axel erstarrt zum

zweiten Mal, diesmal aber richtig. Eilig versucht er den Puls an der Halsschlagader zu finden, doch er hört damit sofort auf, als er in den zerfetzten Hals reinfasst.

Nein, was habe ich denn getan? Axel steht ruckartig auf, starrt auf den blutigen Farbroller, dann wieder auf Simon, dann auf den Farbroller, dann auf Simon, dann auf Farbroller, dann auf Simon. Dann: Verdammt!

Axel wird plötzlich ganz schwach und extrem schwindelig. Es wird ihm übel: Was ist nur Geschehen? Warum bin ich so ausgerastet? Der Schock ist groß, die Trauer unendlich. Axel fragt sich noch: Wohin mit der Leiche?

Axels Übelkeit wird immer schlimmer, tausend Gedanken jagen ihm durch den Kopf wie Tornados. Er kann sie nicht ordnen, sich nicht konzentrieren. Plötzlich durchfährt es ihn wie nach einem gehörigen Stromschlag. Es klingelt. Gefühle zweihundert Volt lassen seinen Körper erstarren. Nichts geht mehr. Es klingelt ein zweites Mal. Axel schaut auf den leblosen Körper. Es sieht furchtbar aus. Axel denkt an Simon, wie beide zusammen zur Schule gingen, als sie den Weg am Steinwarter Tor hoch liefen und ein Mädchen aus ihrer Klasse von einem weißen Pekawe direkt neben ihnen umgefahren wurde. Plötzlich klingelt es ein drittes Mal. Axels Gleichgewicht lässt nach, er kommt ins Taumeln, sieht schwarz.

Axel wird von einem lauten Schrei geweckt aber er hat gar nicht geschlafen. Er steht noch, nein er fällt, denkt er sich und fällt beinahe auf Simon. Durch den dunklen Vorhang hat seine Vermieterin, Frau Schulze den Raum betreten. Sie hat ein Paket fallen gelassen und schreit. Axel taumelt immer noch, sieht verschwommen und kann es nicht fassen, wie es passiere, dass Frau Schulze vor ihm steht. Sie schreit immer noch. Axel schreit zurück: „Frau Schulze!“ Dabei merkt er, dass er den blutigen Farbrollenhalter immer noch in der Hand hält. Frau Schulze dreht sich um und schiebt den schweren dunklen Vorhang zur Seite um über die Tür nach draußen zu gelangen. Axel fängt sich, reagiert blitzschnell und sprintet ihr nach. Drei lange Schritte. „Frau Schulze, warten sie, ich kann ihnen das erklären“, hechelt Axel. Die alte Dame schreit immer noch. Axel wirft sich von hinten auf sie, beide krachen mit einem lauten Schlag unter die Garderobe, wo anstatt eines Schirmständers ein Skateboard und ein zehn Kilo schwerer Marmorkopf steht. Die kleine runde Frau kracht jaulend mit dem Kopf auf den Marmorkopf, durch Axels Aufprall schlägt ihr Kopf an die betonierte Wand. Stille.

Axel fühlt ihren Puls. Sie lebt. Sie ist wohl nur bewusstlos. „Vielleicht kann ich es noch irgendwie hin biegen, dass sie gestolpert ist und ich ihr helfen wollte. Aber wie erklär ich das mit Simon“, denkt sich Axel. Frau Schulze ist wahrscheinlich der einzige Mensch, der hier im Industriegebiet lebt. Zumindest der Einzige, den Axel kennt. Was will die denn hier? Hat sie was gehört? Zumindest hat man sie gehört. Axel überlegt, ob er auf die Straße rennen soll. Wenn wirklich jemand die Schreie gehört hat, muss er ja jetzt noch auf der Straße sein, die sehr überschaubar in beide Richtungen und auf beiden Seiten ist. Wie von einer fremden Macht gesteuert rennt Axel auf die Straße raus. Niemand zu sehen, kein Mensch, kein einziges Auto außer des von Frau Schulze. „Oh Gott, Frau Schulze!“, denkt sich Axel. Axel rennt los, um zu schauen, ob jemand hinter dem Haus steht. Der Gedanke, dass er immer noch den blutigen Farbroller in der Hand hält und Frau Schulze Besuch haben könnte, der ihn von oben aus dem Fenster sähe, lässt ihn wieder taumeln. Axel wird wieder schlecht. Eigentlich ist es ihm die ganze Zeit schlecht, doch ab und zu nimmt die Übelkeit Ausmaße, an die Axel vorher nicht kannte. Es sind rauschartige Zustände, sehr unangenehm.

FORSETZUNG FOLGT!!!



BUCHGESTALTUNG, REDAKTION: PROFESSOR MARIOLA BRILLOWSKA